

Marco Barducci (ed.), Debating Enlightenment. Scholarship, Historiography and the Transmission of Books and Ideas, Rochester, NY (Durham University IMEMS Press) 2025, 244 p., 10 b/w fig. (Ideas and Practices, 1300–1850, 2), ISBN 978-1-91496723-8, GBP 85,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Daniel Fulda, Halle

Im Titel des Bandes kann »Enlightenment« ebenso Objekt wie Subjekt sein; gemeint ist die debattierte ebenso wie die debattierende Aufklärung. Tatsächlich sind unter den sieben hochgelehrten Beiträgen sowohl solche zur Rezeptions- und Erforschungsgeschichte der Aufklärung als auch solche zu ihrer Emergenz im späten 17. sowie 18. Jahrhundert. Einen roten Faden, der alles durchzöge, gibt es nicht, wohl aber einen Schwerpunktthemenbereich: den Anteil religiöser Denker, Denkweisen und Debatten an der Herausbildung der Aufklärung und die nachfolgende Frage, ob die gängige Einschätzung als Säkularisierungsereignis gerechtfertigt ist. Auf diesen Fragenkomplex, den die Aufklärungsforschung neuerdings viel diskutiert hat, bezieht sich die Mehrheit der Beiträge auf die eine oder andere Weise. Dadurch gelingt es dem Band, trotz thematischer Diversität eine markante Position zu beziehen.

Religiöses kommt dadurch ins Spiel, dass die Herkunft vieler explizit aufklärerischer oder als aufklärerisch rubrizierter Autoren aus einer viel breiteren, traditionstiefen Gelehrtenkultur, dem konfessionellen Späthumanismus, in den Blick genommen und die unscharfen Grenzen sowie vielfältigen Interaktionen zwischen den »Aufklärern« und ihren Gegnern betont werden. Jeffrey D. Burson, der Protagonist dieser Forschungsrichtung, hatte bereits 2019 den an der Sorbonne unterrichtenden und zugleich theologische Artikel für die *Encyclopédie* verfassenden Abbé Claude Yvon als Mustervertreter der aus religiöser Gelehrsamkeit hervorgehenden Aufklärung porträtiert.¹ Im vorliegenden Band ist er mit einem umfangreichen Überblicksartikel vertreten, der die *Res publica literaria* der späten Frühen Neuzeit als keineswegs generell anti- oder auch nur areligiös disponiert betrachtet. Burson resümiert: »[T]he origins of Enlightenment secularization derive from a transposition of theological categories, not from the negation of theology itself« (107). Ähnlich argumentieren die Beiträge des Herausgebers Marco Barducci über »Republicanism, Religion and Secularisation« in England und den Niederlanden zwischen 1650 und 1750 sowie von Alasdair Raffe über »Intellectual Pluralism, the Enlightenment and Scottish Responses to Deism«.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Vgl. Jeffrey D. Burson, *Culture of Enlightening: Abbé Claude Yvon and the Entangled Emergence of the Enlightenment*, Notre Dame, IN 2019.

Alle drei Beiträge gehen weiter ins 17. Jahrhundert zurück, als es in der Aufklärungsforschung üblich ist, und stellen in Frage, dass die Aufklärung als spezifisch moderner Neubeginn zu verstehen sei (156).

Ebenfalls einen Fokus auf religiöser Gelehrsamkeit haben die Beiträge von Ashley Walsh über theologische Kontakte zwischen Anglikanern und schweizerischen Reformierten, die bis zu Unionsplänen gediehen, sowie von Shaun Blanchard über die katholische Einschätzung der Aufklärung, die im 20. Jahrhundert sowohl im Vatikan als auch in der Kirchengeschichtsschreibung immer positiver wurde. Abgesehen von den Schlussworten »[...] gave way to the Enlightenment« (224) lässt der Beitrag von Walsh leider jedoch offen, was die präsentierten Debatten mit Aufklärung zu tun haben.

Die letzten beiden Beiträge stellen dagegen keinen Anschluss an das gelehrte-religiöse Themenzentrum des Bandes her. Aus Archivmaterial rekonstruiert Linda Gil den gescheiterten Versuch des Verlegers Beaumarchais, seine große Voltaire-Ausgabe in einer englischen Übersetzung herauszubringen. Thomas Wallnig – dessen Forschungen zur Benediktinergelehrsamkeit die These von Burson stützen – gibt einen Überblick über das Thema Aufklärung in der deutschen Geschichtswissenschaft von circa 1930 bis 2000; sein Befund lautet, dass in Deutschland die Sozial- und Kulturgeschichte über die Ideengeschichte gesiegt habe.²

Ob und gegebenenfalls wie die historische Erforschung des (17. und) 18. Jahrhunderts einerseits und der Blick auf die nicht nur akademischen Kontextbedingungen des retrospektiven Bezugs auf die Aufklärung andererseits voneinander profitieren können, wird aus der Mischung der Beiträge nicht recht deutlich. Der Doppelsinn des Titels bleibt weitgehend unausgelotet. Gerade das von ihm angerissene Abhängigkeitsverhältnis zwischen Vergangenheit und Gegenwart in jeder Rekonstruktion von und Berufung auf Geschichte geht jedoch auch diejenigen an, die sich nicht speziell für die »Christian Republic of Letters« (18) interessieren. In unserer Gegenwart kontrastiert, wie Wallnig zu Recht bemerkt, das immer differenziertere historische Wissen über die Aufklärung hart mit der schlagwortartigen Berufung auf sie in der Öffentlichkeit (33). Müsste uns das nicht stärker beschäftigen, und zwar sowohl als Forscher wie auch als Staatsbürger?

Burson zieht aus seinen Forschungen den Schluss, lieber von einer »culture of enlightening« als von »the Enlightenment« zu sprechen (4). Denn die Jansenisten, Jesuiten und, wie sich ergänzen lässt, Autoren anderer Glaubensrichtungen – und ebenso



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

² Ein Titel aus der deutschen Forschung, der zum Tenor des Bandes bestens passt, lässt sich gleichwohl nachtragen, nämlich die große Studie von Martin Gierl, *Pietismus und Aufklärung, Theologische Polemik und die Kommunikationsreform der Wissenschaft am Ende des 17. Jahrhunderts*, Göttingen 1997.

die Profangelehrten und Künstler – bedienten sich desselben Lichtvokabulars wie die Aufklärer im engeren Sinne. Diese Gemeinsamkeit herauszustellen ist sehr berechtigt angesichts der nach wie vor (besonders in der Öffentlichkeit) verbreiteten Festlegung der Aufklärung auf Religionskritik und Säkularisierung. Anzumerken bleibt allerdings, dass mit ein und demselben Wort ganz unterschiedliche Bedeutungen und Intentionen verbunden sein können: Wofür steht das Licht, das von so vielen beschworen wurde: für die göttliche Gnade oder für den menschlichen Verstand? Es wäre nicht erkenntnisfördernd, würde das Interesse für die tatsächlich breite »culture of enlightening« im späten 17. und 18. Jahrhundert über solche Fragen hinweggehen.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2026.2.116133](https://doi.org/10.11588/frrec.2026.2.116133)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Karin Baumgartner, *Inventing the German Nation in Travel Literature, 1738–1839*, Rochester, NY (Camden House) 2025, 290 p., 16 maps, 5 graphs, 7 b/w fig. (Studies in German Literature, Linguistics, and Culture, 248), ISBN 978-1-64014-138-4, USD 110,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Agata Piotrowska, St Andrews

In the early nineteenth century, those inhabiting German-speaking lands appear to have given little weight to the concept of national identity. And yet, mentions of Germany began to appear throughout literary texts between the mid-1700s and mid-1800s. What changed? In the introduction to her work attempting to answer this question, Karin Baumgartner claims that travel literature was a factor that aided the process of formation of a nascent, cohesive German identity, extending beyond the shared language and history as driving integrative forces. The volume's ambition is to offer a rich survey of diverse travel sources framing the then-heterogenous German nation as a »Thirdspace« (Soja, 1996), a unified place infused with meaning and stories, subject to shifting representations over time, yet simultaneously located in empirically identifiable space.

The author, committed to exploring how Germany's portrayals across travel literature contributed to the processes of knowledge formation and to the understanding of the world by German readers, employs the concept of »mental maps« (Downs and Stea, 1977; a more extensive engagement with Said, 2003 would have been welcome) and argues that travel-related sources played a seminal role in providing readers with a framework to understand their spatial environment as a national environment. *Inventing the German Nation* strives to make three significant contributions. First, the author claims that the shaping of the German national identity extended beyond the reality of »imagined communities« (Anderson, 2000). Second – that the Germans' geographical awareness and cartographic knowledge were not less important to the process of nation-building than their historical knowledge. Finally, Baumgartner argues that both foreign and domestic travel literature contributed to German readers developing an idea about their country's alleged territorial extent through descriptions of landmarks and itineraries extending across Germany.

The book has a clear structure: it opens with an introduction providing, among others, a useful synthesis of discourses about the idea of national identity developed during the time period in question (and the role language, history, and cartography played in it), and exploring the inevitable definitional challenges of travel literature as a genre (Buzard, 1993). The main body of the volume is divided into five relatively even chapters. These appear to



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

follow one another in a logical order. The first chapter provides an overview of foreign travelogues written about Germany, followed by a chapter focused on Cotta's *Morgenblatt für gebildete Stände*, a German periodical geared toward the broad German public and reporting on travel and culture. The third chapter discusses domestic travelogues, while chapter four takes under scrutiny Wigand's *Das malerische und romantische Deutschland*, an innovative and commercially successful, multi-volume and image-filled publication. The final chapter investigates sociability going beyond politics at the German spa.

Despite the overall clear analytical structure, the reading experience remains somewhat uneven. Based on the volume's introductory note and its leading theses, a reader would have expected to learn primarily how foreign and domestic travelogues solidified German national identity, and how they aided armchair travellers to start identifying themselves and others as German. At first, Baumgartner successfully provides an answer to this question with her analysis of selected foreign travelogues (in this case, English and French), which were representing people encountered en route largely in ethnographic terms (as in colonial expedition reports, »unifying what might be multiple«, 5). These accounts were repetitive, and focused on few, established itineraries, thus presenting to German readers an illusion of the unified character of German lands. This provided a challenge to German travel authors to contest and correct these generalised foreign accounts. However, the picture emerging from the following chapters, albeit interesting and revealing the author's immense erudition in both travel-related sources and literature, appears somewhat disorienting. It highlights the difficulty in employing travel literature (especially domestic) as a lens through which to see unified German national identity crystalizing, rather than highlighting this genre's potential to consistently serve as such a lens (as a reader would have expected based on introductory arguments). *Morgenblatt*, chosen by the author as a case study to represent foreign travelogues' reception in Germany and German readers' cosmopolitan taste in travel writing, seems to actually be proving German-speaking readers' lack of interest in their homeland, and their lack of striving for their own supraregional geographical specificity.

Another case study introduced by the author, *Das malerische und romantische Deutschland*, serves as an example of a domestic travel account, »ignored the lived reality of the local population, but also ignored the realm of maps and empirical space«, as Baumgartner admits (208). The account, which strived to promote the idea of Germany to its readers, presented it as a »pastoral [country] that no longer existed« and as a »museal space for an educated group of people with aesthetic and leisure needs« (209), fostering »relationship between readers and a regional [not national] homeland« (210), thus appearing to actually fail to solidify the nation-building process. Baumgartner's compelling comparison of this text to Stein's *Reise nach den vorzüglichsten Hauptstädten von Mittel-Europa* – a work not mentioned in the chapter's title despite



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

the prominence this comparison flagged throughout the chapter – constitutes a welcome contribution to examining the contrast between presenting a locally diverse space, and a homogenized, mapped space that is both political and surveyed.

Baumgartner does, however, convincingly present the shared German experience of enjoying four weeks annually at a spa, which is a tradition that united the German population of various regions, as opposed to, for instance, meetings in the restricted spaces of metropolitan salons. Here, the author claims that spas established a certain social cohesion and a sense of national identity linked to a specific model of sociability (but not to territorial identity). Yet, the author also references »the separation of the spas from the towns wherein they were located«, and admits that the spas were a relatively »deterritorialized space« (245). The plethora of details that emerge from the spa-related German sources is undeniable, yet again does not seem to fully support the idea that travelogues helped shape a distinct German identity.

The contrast between the book's conclusion and its introductory sections remains rather disorienting. In the conclusion, the author describes rural Germany juxtaposed to the metropolitan one – a motive broadly emerging from the volume – and admits that there were »two different Germanys«, and that »spa narratives (...) had the goal of forging (...) one cohesive class to the exclusion of all others« (249). While the anticipated and the final results of this work remain disjointed, Baumgartner's work presents an engaging story of the complexity of travel narratives on Germany throughout the mid-eighteenth and mid-nineteenth centuries. And while travel literature does not convincingly appear to have shaped a unified German identity, the author's thoughtful overview of this corpus of travel literature and her insights into geographic knowledge among German readers (89), the growth of Germany's infrastructure (138), German female travel writing (164), and »narrating images« (203) are certainly among the strengths of this edition. The work could have benefitted from supplementing foreign sources analysed in it with other accounts by travellers to Germany of European nationalities beyond the British and French – which would make it less Western-centric (e.g., Drace-Francis and Bracewell, eds., 2008) – or with additional travelogues by German travellers to other countries who formed comparisons between their homeland and unfamiliar lands (e.g., Struck, 2006). This, however, should not detract from this work's above-mentioned merits.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Céline Borello, Laurent Bourquin (dir.), La noblesse protestante sous l'édit de Nantes, Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2025, 298 p. (Histoire), ISBN 978-2-7535-9863-8, EUR 25,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Andreas Flurschütz da Cruz, Bamberg

Aus aktuellen internationalen Publikationen zur frühneuzeitlichen Religionsgeschichte Frankreichs stechen als zentrale Themenkomplexe vor allem die Religionskriege des 16. Jahrhunderts einerseits und die Herrschaft Ludwigs XIV. andererseits heraus. Die königlichen Edikte von Nantes 1598 und von Fontainebleau 1685 bildeten diesbezüglich markante historische Eckpfeiler. Eher marginal hingegen wird die Zeit zwischen diesen beiden Ereignissen behandelt. Zu Recht widmet sich der hier vorgestellte Sammelband daher der Frage, wie das protestantische Leben, konkret das des hugenottischen Adels, sich zwischen 1598 und 1685 gestaltete, also in der Zeit, in der das Edikt von Nantes in Kraft war. Der Band zeigt, dass sich die protestantischen Eliten Frankreichs in diesem Beinahejahrhundert keinesfalls zurücklehnen und ihren Glauben unbehelligt praktizieren konnten. Vielmehr warf die Aufhebung des Ediktes von Nantes bereits Mitte des Jahrhunderts ihre Schatten voraus. Religiöse, militärische und gesellschaftliche Freiheiten und Privilegien wurden stufenweise aufgehoben. Bereits um 1630 ging man mit Waffengewalt und Einquartierungen (»interventions nobiliaires musclées«; Boltanski, 161) gegen Protestanten vor und nahm damit letztlich die Dragonaden Ludwigs XIV. vorweg. Der hugenottische Adel reagierte auf diese Entwicklungen auf unterschiedliche Weise. Genau diese Reaktionen stehen im Zentrum des rein französischsprachigen Bandes, der sich in Anlehnung an die verschiedenen Strategien in drei Teile gliedert: »Le service du roi«, »La défense de la foi«, »Le déclin du »parti««. Die Beitragenden widmen sich diesen Themenfeldern in insgesamt 19 Aufsätzen. Sie behandeln vor allem Fallbeispiele einzelner Adelsfamilien und zentraler Akteur:innen, die größtenteils versuchten, gleichzeitig in der Gunst des Königs zu bestehen und dem eigenen Bekenntnis treu zu bleiben.

Die früheren hugenottischen Glaubensgenossen und Waffenbrüder Heinrichs IV. genossen lange Zeit dessen Wohlwollen und königliche Protektion. Das Edikt von Nantes vergrößerte zunächst ihre Möglichkeiten, neue prestigeträchtige Posten sowohl innerhalb der hugenottischen Kirchenstruktur (als Deputierte) als auch in Politik (als königliche Kommissare oder Mitglieder der »chambres de l'Édit« in den Provinzen) und Militär (als Gouverneure der neu eingerichteten Sicherheitsplätze) zu besetzen (siehe insbesondere die Beiträge von Rosanne Baars, Caroline Le Mao, Pierre-Jean Souriac). Nach der Ermordung des Königs und der Regierungsübernahme durch seine Witwe als Regentin änderte sich dies jedoch. Hinzu kam ein



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Generationswechsel innerhalb des protestantischen Adels: Während sich die eher gemäßigten Veteranen der Religionskriege um Sully und Duplessis-Mornay scharten, schlossen sich die jungen und kriegsunerfahrenen Adligen dem Herzog von Rohan und seinem Bruder Soubise an, was die hugenottische Aristokratie zumindest zeitweise spaltete.

Fanny Giraudier zufolge mussten sich die Adligen schon ab den 1620er-Jahren zwischen zwei Extremen unterscheiden: »lutte ouverte ou soumission au pouvoir royal« (142). Seitdem kam es gehäuft zu Glaubenswechseln prominenter Akteure. Damit setzte eine Entwicklung ein, die 1668 mit der Konversion Henris de La Tour d'Auvergne, des Marschalls von Turenne, ihren weitgehenden Abschluss fand. Michel Figeac neigt bei seiner Bewertung dieser konfessionellen Entscheidungen, die vielfach, aber nicht immer politischen oder dynastischen Logiken folgten, zu Generalisierungen (»le choix est politique avant que d'être religieux«; 106), Laurent Bourquin hingegen betrachtet diese reflektierter (»nous ne pouvons malheureusement pas en éclairer la dimension spirituelle«; 116).

Nur wenige Familien des Hochadels wie die de La Force blieben bis zur Revokation des Edikts protestantisch. Unter Ludwig XIV. wurde es für nicht katholische Adlige zunehmend schwierig bis unmöglich, Glauben und Karriere in Einklang zu bringen. Sie sahen sich nun immer öfter vor die Wahl gestellt, entweder ihrem Glauben abzuschwören oder in ihm zu verharren und damit zu riskieren, aus dem königlichen Dienst entlassen zu werden; denn wer nicht das Bekenntnis des Souveräns annahm, blieb ein »sujet imparfait« (Nicolas Breton, 245). Der Charakter der oben erwähnten Kommissionen änderte sich seit Ende der 1650er-Jahre im Sinne einer zunehmend restriktiven Interpretation des Edikts von Nantes: Die hugenottischen Amtsträger wurden Stück für Stück zu »exécutants de la politique royale antiprotestante« (39). Auf dem Spiel stand somit nicht nur die religiöse, sondern auch die soziopolitische Identität der hugenottischen Eliten. Laurent Bourquin attestiert ihnen daher »une double identité, à la fois religieuse et nobiliaire« (126): Während es zuvor keinen Widerspruch darstellte, protestantisch zu sein und gleichzeitig dem König zu dienen, wurde diese Kombination zunehmend problematisch und beide Loyalitäten traten in Konkurrenz zueinander. Fadi El Hage spricht bezüglich dieses Dilemmas von einem Balanceakt (»ce jeu d'équilibriste entre la foi et la fidélité à la monarchie«; 248). Diejenigen Adligen, die nicht abschwören wollten und zwischen Königs- und Glaubenstreue lavierten, mussten aus einer übersichtlichen Reihe von Optionen wählen, die in den Beiträgen des Bandes an unterschiedlichen Familien immer wieder durchexerziert werden: im Sinne eines schwer fassbaren Kryptoprottestantismus in den Untergrund abtauchen, die Waffen gegen den König erheben und auf diese Weise mit der Loyalität zur Krone eines der grundlegenden Prinzipien des eigenen Standes über Bord werfen oder ins Exil gehen. In den meisten Familien findet sich eine Kombination aus diesen Strategien, verteilt auf ihre Individuen, was die Familien vielfach entzweite. Halsstarrige

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2026.2.116183](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:5:1-65862-p0111-9)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

protestantische Adlige, Männer wie Frauen, teilweise hoch betagt, wurden unter dem Sonnenkönig nicht selten in Konventen interniert oder aus dem Königreich ausgewiesen.

Den zahlreichen Konversionen hochadliger Akteur:innen folgten ihre niederadligen Gefolgsleute nach, es setzte also ein Dominoeffekt ein. Durch die Richtungswechsel ihrer Lehnsherren büßten weiterhin protestantische Untertanen an politischem Einfluss ein, der zuvor primär über diese adligen Schutzherren ausgeübt worden war. Von den späten 1620er-Jahren an verschwanden allmählich die politischen Institutionen der Hugenotten, durch die unter dem Vorsitz der nun wegbröckelnden protestantischen Aristokratie seit dem Ende des 16. Jahrhundert die Verbindung zum König aufrechterhalten worden war. So endete 1660 die letzte Nationalsynode in Loudun. Zudem hatten viele Adlige auf ihren Lehengütern das Patronatsrecht inne (»culte de fief«, siehe insbesondere den Beitrag von Didier Boisson) und konnten dadurch für ihre protestantischen Untertanen, aber auch für »Auslaufende« aus den Nachbarregionen, die nötige Infrastruktur bereitstellen, gaben diese Unterstützung nach einer Konversion aber konsequenterweise meist auf.

Insgesamt bietet der Band eine Reihe von weitgehend unverbunden nebeneinanderstehenden Mikrostudien zu kleineren und daher in der internationalen Forschung unbekannten Häusern. Über weite Strecken handelt es sich bei den Aufsätzen um bis ins Mittelalter zurückgreifende Besitzgeschichten einzelner adliger Familien, was aber durchaus seine Berechtigung hat, denn beides, Glaube und Besitz, gehörte zusammen: »[P]rotéger leurs domaines leur permet d'assurer le maintien des communautés protestantes qui y résident« (Fanny Giraudier, 146). Allerdings scheinen die Autor:innen den Habitus des (protestantischen französischen) Adels nicht immer in Gänze erfasst zu haben. So greift Nicolas Le Roux' Behauptung, in der Gemäldesammlung eines überzeugten Calvinisten würde man keine Jungfrau mit Kind finden (75), zu kurz: Vielmehr griffen Kunstverständnis und adliger Ethos ineinander, so dass derlei Objekte – selbstverständlich – als Wertgegenstand, Sammel- und Tauschobjekt, Geschenk oder Erbstück ihren unangefochtenen Platz auch in protestantischen Kollektionen hatten. An manchen Stellen stolpert man über die nicht immer sachgemäße Terminologie, wenn etwa Ariana Boltanski von »cuius regno, eius religio« (169) oder (ganz ohne Anführungs- und Schlusszeichen) von »ré-christianisation« (155) spricht und damit Rekatholisierung meint; oder wenn der Katholizismus mit »l'obéissance aux autorités supérieures instituées par Dieu« (171) gleichgesetzt wird, die der protestantischen Lehrmeinung zufolge selbstverständlich mindestens ebenso geboten war.

Geografisch sind die Beiträge in Bezug auf Frankreich und seine Regionen breit aufgestellt, es wird aber kaum ein Blick über den französischen Tellerrand hinaus gewagt, obwohl sich dieser angesichts der zahlreichen internationalen Verwandtschaftsverbindungen der hugenottischen Eliten mit

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:

[10.11588/frrec.2026.2.116183](https://doi.org/10.11588/frrec.2026.2.116183)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

dem protestantischen Hochadel unbedingt anböte und als Notwendigkeit durchaus erkannt und angesprochen wird. Ein Vergleich mit der Situation im Reich drängt sich auf, wird hier aber nicht unternommen. Erfrischend sind die Beiträge von Ariana Boltanski, die die Gegenseite, also den katholischen Adel untersucht, der aktiv den tridentinischen Katholizismus propagierte, sowie von Pierre-Jean Souriac, der eine auf Kartenmaterial gestützte »géographie [...] du protestantisme français« (202) entwirft, die sich vor allem im Süden sehr dicht gestaltete. Adrien Aracil gelingt es außerdem zu zeigen, dass sich der hugenottische Adel noch mit ganz anderer Kritik konfrontiert sah, nämlich aus den eigenen Reihen, konkret von seinen Untertanen und vor allem von Seiten der protestantischen Geistlichkeit. Von »den Hugenotten« zu reden, ist daher problematisch. Vielmehr waren diese in sich gespalten und setzten sich aus unterschiedlichen Gruppen zusammen. Diese Pluralität innerhalb des französischen Protestantismus, dessen Eliten sich unter anderem aus Rohanisten, Geistlichen, Hoch- und Niederadligen zusammensetzten, stellt eine der wichtigsten Erkenntnisse des Bandes dar. Zudem wird mindestens zwischen den Zeilen deutlich, dass Konfession nur eine von mehreren relevanten Motiven war, die das Handeln der adligen Akteur:innen bestimmten, wenn sie auch oft als die hervorragendste unter ihnen deklariert wurde. Faktoren wie der spezifische adlige (und militärische) Rang, familiäre Netzwerke, Landsmannschaft, materiell-finanzielle Handlungsspielräume und territoriale Ausstattung ebenso wie die Position in der Geschwisterfolge konnten bei den Entscheidungen einzelner Adliger ebenso eine Rolle spielen wie Glaube und Konfession. Das Feld für moderne komparatistische Studien zum (adligen) europäischen Protestantismus des 17. Jahrhunderts ist nun hervorragend vorbereitet.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Simona Boscani Leoni, Claire Gantet, André Holenstein, Timothée Lécho, Bérangère Poulain (dir.), *Le Corps helvétique et la France (1660–1792). Transferts, asymétries et interdépendances entre des partenaires inégaux/Das Corps helvétique und Frankreich (1660–1792). Transfers, Asymmetrien und Interdependenzen zwischen ungleichen Partnern, Genève (Éditions Slatkine) 2024, 394 p. (Travaux sur la Suisse des Lumières, 23), ISBN 978-2-05-102944-5, EUR 50,00.*

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Jakob Spengler, Bern

Der zu besprechende Sammelband geht aus einer Tagung der Schweizerischen Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts hervor, die sich der Vermessung von »Transfers, Asymmetrien und Interdependenzen« in der ungleichen Partnerschaft zwischen dem *Corpus Helveticum* und Frankreich widmete. Eine Einordnung entlang etablierter Begriffe wie Verflechtung, Zirkulation und des jüngeren Gallotropismus wird von Claire Gantet vorgenommen. André Holenstein ergänzt die Präliminarien mit einem Abriss der franko-helvetischen Beziehung, die von den Burgunderkriegen bis zum Wiener Kongress mit wechselnder Intensität eine Konstante eidgenössischer Politik darstellte. Aus der Diagnose, die Prägekraft der Allianz werde im helvetischen Geschichtsbewusstsein aufgrund fortwirkender souveränistischer Narrative des 19. Jahrhunderts verkannt, leitet er das »[Z]urechtrücken« (S.37) des schiefen Bildes als Ziel des Bandes ab.

Eine Reihe von Fallstudien beleuchten diplomatische, klienteläre und sicherheitspolitische Dimensionen der eidgenössisch-französischen Verbindung. Andreas Würzler zeigt anhand der »Affäre« Katharina von Wattenwyl, wie die gängige Praxis der Weitergabe politischer Informationen an den französischen Ambassador im Zuge der außenpolitischen Neuorientierung einer Berner Ratsfraktion als Hochverrat ausgelegt werden konnte. Karin Keller zeigt am Beispiel des Offiziers und Höflings Peter Stuppa die Zentralität bestens vernetzter Vermittler auf. Informeller Vermittlung widmet sich auch Andreas Affolter in seinem Beitrag zur »Diplomatie ohne Diplomaten«, die die von französischer Seite angestrebte Monopolisierung der Kommunikation durch den ständigen Gesandten in Solothurn unterminierte. Anhand der in Paris angelegten Pensionsgelder der Solothurner Häupterfamilie Besavanon zeigt Julien Grand, wie die Krone sich nach dem Spanischen Erbfolgekrieg und dem desaströsen *système de Law* mittels finanzpolitischer Finten selbst einen Schuldenerlass erteilen konnte. Damit wird deutlich, dass selbst treue Parteigänger der



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Krone wie die Besavanon kaum in der Lage waren, in Krisenzeiten ihre Interessen gegenüber Frankreich zu behaupten. Dass Misstrauen eine Konstante der Allianz war, zeigt Alexandre Ruelle durch das 1703/04 diskutierte Vorhaben, angrenzende savoyische Gebiete als *barrière* gegen eine französische Einkreisung in die eidgenössische Neutralität zu integrieren. Einen Einblick in den Alltag des Solddienst liefert Danièle Tosato-Rigo mit der Analyse des Briefverkehrs eines in Korsika stationierten Offiziers mit seinen Lausanner Eltern.

Mehrere Beiträge werfen Schlaglichter auf den (partiellen) konfessionellen Gegensatz, der immer wieder zu Belastungsproben für die Kooperation führte. Paul Vo-Ha beleuchtet die »tolérance militaire« (112), die den im Königreich stationierten reformierten Söldnern Kulturausübung und Seelsorge garantierte und zugleich mit Restriktionen einherging. Getreu der konfessionellen Logik betrachtete man diese Schweizer als »Ansteckungsherde«, deren Gottesdienste und Beerdigungen nur außerhalb der Stadtmauern stattfinden durften, um sie für die Öffentlichkeit unsichtbar zu machen. Vo-Ha stellt zudem die Frage, ob die im 18. Jahrhundert aufkommende Toleranzidee einen Wandel bewirkte, und kommt zum Ergebnis, dass zwar ein Abbau von Karriereschränken für reformierte Offiziere konstatiert werden kann, die Armee aber bis zum Ende des Ancien Régime ein Ort katholischer Missionstätigkeit blieb. Die Bekehrungsversuche und die oftmals eingeschränkte Religionsausübung wurden von den Zürcher Stadtgeistlichen des 17. Jahrhunderts neben weiteren Kritikpunkten in ihrer vergeblichen Agitation gegen die Allianz mit Frankreich aufgeführt, wie Sarah Thomi-Rindlisbacher nachzeichnet. Ergänzt wird die konfessionelle Dimension durch den Beitrag von Yves Krumenacker über die Genferin Marie Huber, die zu Beginn des 18. Jahrhunderts im Lyoner Pietismus aktiv war, und Kilian Harrers Reflexionen über die Wahrnehmung territorialer Grenzen, die er anhand elsässischer Wallfahrer nach Saint-Ursanne und Einsiedeln anstellt. Harrers Einbezug (katholisch-)aufklärerischer Festkritik, deren politische Sprengkraft auch bei »Rationalisierungsversuchen« des Kirchenjahrs in der katholischen Eidgenossenschaft zutage trat (man denke etwa an den Beginn des Chenaux-Handels 1780),¹ verweist bereits auf Konfliktlinien der nahenden Revolution.

Die restlichen Beiträge sind merkantiler und gelehrter Verflechtung beziehungsweise Kritik gewidmet. Marco Schnyder geht der *nation suisse* in Lyon nach, deren Stiftungen, Geschenke und Bankette (etwa für die städtischen Zöllner) deutlich machen, dass die »Schmiermittel« im Getriebe der asymmetrischen Beziehungen nicht nur in eine, sondern in beide Richtungen flossen. Der stete Fluss französischer »Schmier- und Bindemittel« (280) zu eidgenössischen Magistraten wurde von dem Reformaufklärer Franz Urs von Balthasar metaphorisch angeprangert, wie



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Vgl. Andreas Würzler, *Unruhen und Öffentlichkeit, Städtische und ländliche Protestbewegungen im 18. Jahrhundert*, Tübingen 1995, 11–20.

André Holensteins Einblick in dessen bislang kaum beachtete Manuskripte zeigt. Dass Balthasar von einer Veröffentlichung absah und sich selbst zensierte, verdeutlicht die Marginalität seiner Position innerhalb der Luzerner Elite. Magnus Ressel und Torsten dos Santos Arnold unterziehen die Beteiligung eidgenössisch-reformierter Akteure am französischen Sklavenhandel in Nantes und an der Sklavenunternehmung Friedrich Rombergs einer ökonomischen Systemanalyse. Darin wird deutlich, dass die eidgenössische Textilproduktion eng an den Sklavenhandel gekoppelt war, weshalb die Schweiz als »Slavery hinterland« (231) betrachtet werden kann. Helder Mendes Baio untersucht den literarischen Niederschlag kolonialer Expansion anhand orientalistischer Söldnerromane aus der Waadt. David Aeby, Lukas Heinzmann und Martin Stuber widmen sich dem Austausch Albrecht Hallers mit französischen Gelehrten und Verlegern und zeigen, dass der Schweizer Teil eines größeren Netzes war, das von Spanien bis nach Russland reichte. Bedauerlicherweise wurden die Visualisierungen der Netzwerke in schwarz-weiß und eher klein gedruckt (213, 221), wodurch ihr Mehrwert geschmälert wird. Ergänzt wird der Blick auf den Wissenstransfer durch Timothée Lechots Beitrag zur Prägung des *Mercure Suisse* durch französische und holländische Vorbilder und Hans-Jürgen Lüsebrinks Streifzug durch französische Enzyklopädien, der die wachsende Nachfrage nach ökonomischem Wissen über die Schweiz und idealisierten republikanischen Kontrastfolien (Wilhelm Tell inklusive) im prärevolutionären Frankreich belegt. Künstlerischem Austausch wird indes wenig Platz eingeräumt: Dorothee Lano rekonstruiert Karriereverläufe Schweizer Maler in Paris und François de Cojonnex und Isabelle Roland untersuchen anhand eines Waadtländer Schlosses den Wunsch, durch die Adaption französischer Architektur am Glanz Versailles teilzuhaben.

Auch wenn bei einer so umfassenden Thematik viele Aspekte unterbelichtet bleiben, liegt der Reiz der Lektüre gerade in ihrer multiperspektivischen Durchdringung, die zum tieferen Verständnis der Austausch-, Abhängigkeits- und Konkurrenzverhältnisse zwischen den eidgenössischen Orten und der französischen Krone beiträgt. Da die »ungleiche Partnerschaft« durch die Revolution und den Sturz der Monarchie am Ende des Untersuchungszeitraums tiefgreifend erschüttert wurde und mit der Gründung der helvetischen Schwesterrepublik 1798 eine bisher ungekannte Intensität erreichte, wäre eine Fortsetzung dieses gelungenen Sammelbandes begrüßenswert.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Georg Eckert, Sebastian Meurer, Gesetzgeber als Helden. Figuren der Ermächtigung zwischen Antike und Moderne, Göttingen (Wallstein) 2024, 185 S., 20 z.T. farb. Abb. (Figurationen des Heroischen, 8), ISBN 978-3-8353-5478-4, EUR 16,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
David D. Reitsam, Grenoble

De l'Antiquité grecque à l'aube du XXI^e siècle en passant par l'Italie de la Renaissance, l'Europe des Lumières et la France à la sortie de la Seconde Guerre mondiale: ce ne sont que quelques-unes des époques abordées par Georg Eckert et Sebastian Meurer dans *Gesetzgeber als Helden. Figuren der Ermächtigung zwischen Antike und Moderne*. Dans cet essai d'environ 150 pages, les chercheurs s'intéressent notamment à trois aspects: définir la figure mythique du héros législateur qui émerge dans l'Antiquité, décrire la réception de ces héros depuis le XV^e siècle, surtout en Europe et aux États-Unis, et explorer dans quelle mesure différents types de législateurs sont glorifiés au fil des siècles. Afin de répondre à ces interrogations, les auteurs suivent un plan chronologique qui, pourtant, laisse de côté le Moyen Âge, car il n'était pas un temps propice aux législateurs (40 et 46). Vu les ambitions des auteurs et les limites du genre, il n'est guère surprenant qu'il ne s'agisse pas d'une «analyse systématique» (10), mais d'un tour d'horizon qui est à même de constituer la base de futures recherches tout en illustrant la productivité du *Sonderforschungsbereich* 948 «Helden, Heroisierungen, Heroismen» dans le cadre duquel ce livre a vu le jour.¹

Dans les deux premiers chapitres, Eckert et Meurer s'appuient notamment sur Lycurgue pour décrire le héros législateur type de l'Antiquité: c'est un homme extraordinaire, protégé par les dieux, qui n'hésite pas à transgresser les lois en vigueur pour le bien commun, et qui renonce au pouvoir suprême après avoir accompli son travail législatif. Si d'autres hommes politiques, comme Solon, correspondent aussi à ces critères, les deux chercheurs soulignent également des différences avec d'autres héros, comme, par exemple, Énée. Si celui-ci est, à l'instar de Lycurgue ou de Solon, un père fondateur mythique, il n'est pas un législateur. En outre, ils discutent d'autres cas, notamment ceux de Lucius Junius Brutus et de Moïse, pour approfondir la notion introduite et mettre en avant sa longévité. À la fin de cette partie, Eckert et Meurer passent à l'Époque moderne, plus précisément aux œuvres des humanistes florentins, tout particulièrement Nicolas Machiavel, qui se servent de ces héros législateurs pour développer des solutions aux problèmes de leur époque.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Pour plus d'informations, voir: <https://heroicum.net/index.html>, consulté le 19 mars 2026.

Puis, dans les chapitres trois et quatre, Eckert et Meurer explorent les différentes places accordées aux héros législateurs du monde ancien aux XVI^e, XVII^e et XVIII^e siècles. D'un côté, ils observent une rupture illustrée, entre autres, par Jean Boudin, qui s'inspire surtout de l'autorité paternelle pour développer sa vision du souverain idéal, et par des princes qui préfèrent incarner plutôt le pouvoir judiciaire que législateur en s'appuyant, par exemple, sur Salomon. De l'autre, les deux auteurs évoquent des hommes de lettres qui continuent à s'inspirer des héros législateurs du monde ancien pour défendre leurs idées. Le cas de Moïse est particulièrement représentatif des multiples interprétations possibles d'un seul héros: tandis que John Milton se sert du législateur biblique pour justifier que la seule forme légitime de gouvernement est une république, Hobbes s'appuie sur Moïse afin de développer sa conception de la monarchie. En même temps, Eckert et Meurer rappellent que des républiques de l'époque moderne et des *Reichsstädte* du Saint-Empire instrumentalisent Solon et ses confrères pour mettre en avant leurs principes politiques et affirmer leur identité.

Toutefois, le XVIII^e siècle ne s'inscrit non seulement dans les traditions des siècles précédents, mais de nouvelles évolutions y voient aussi le jour. Celles-ci sont étudiées dans les chapitres cinq et six. Un premier changement concerne le rôle des monarques, puisque Frédéric II, Joseph II ou encore Napoléon Bonaparte tentent de se présenter comme des législateurs en prêtant leur nom à des codes juridiques. En même temps, le pouvoir constituant gagne en importance. Si l'on glorifie d'abord Pascal Paoli comme combattant pour la liberté et père d'une constitution, le collectif est de plus en plus héroïsé: les révolutionnaires américains en forment l'exemple par excellence, même si le collectif ne fait ni partout ni toujours l'unanimité au XIX^e siècle et que la glorification d'un héros législateur individuel, comme George Washington, reste possible. L'héroïsation des rois-législateurs, en revanche, rencontre des limites après le congrès de Vienne, comme le montre le cas de Louis XVIII en France.

Le dernier chapitre du livre s'intéresse surtout à une évolution qui prend ses racines au siècle des Lumières et qui s'impose au XX^e siècle: dorénavant, une bonne loi est faite par le souverain démocratique et elle bénéficie du savoir des experts qui restent en retrait. On glorifie, ainsi, les femmes et hommes politiques qui font des efforts particuliers pour que des lois soient adoptées et connues sans qu'ils les aient rédigées eux-mêmes – à ce sujet, Eckert et Meurer suggèrent d'étudier la genèse législative du *New Deal* aux États-Unis ou de l'*Agenda 2010* en Allemagne. Vers la fin du deuxième millénaire, c'est même la figure de l'anti-législateur qui gagne en popularité, c'est-à-dire des acteurs et actrices politiques qui, au nom de la liberté, réduisent le nombre des lois en vigueur, jugées trop contraignantes. Néanmoins, l'essai ne se termine pas sur cette crise du législateur puisque ses dernières pages sont consacrées à Charles de Gaulle: celui-ci correspond non seulement au modèle du héros législateur type du monde ancien, mais il a



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

lui-même évoqué l'exemple de Solon pour défendre son projet constitutionnel en 1946.

En guise de conclusion, il faut constater à la fois l'extraordinaire longévité du modèle du héros législateur établi dans l'Antiquité ainsi que l'évolution de l'image du législateur idéal: s'il s'agit, tout d'abord, d'un héros solitaire, celui-ci est, par la suite, remplacé par un collectif constituant, qui cède, à son tour, sa place à un groupe d'experts discrets. Cependant, il ne s'agit pas d'un développement téléologique: au sein d'une même époque, plusieurs variantes du bon législateur peuvent coexister en fonction des contextes régionaux et nationaux. Cette complexité ressort de chaque chapitre du livre d'Eckert et Meurer, en constitue un point fort et est susceptible de donner suite à d'autres projets de recherche: soit à des études consacrées à l'Europe occidentale ou aux États-Unis qui se trouvent au cœur de cet essai, soit à des travaux portant sur des modèles similaires dans d'autres parties du monde. En même temps, on déplore l'absence d'une conclusion qui réunit les nombreuses pistes esquissées dans ce kaléidoscope fascinant et plein d'érudition.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Sylvain-Karl Gosselet, Louis XIV européen. Le discours des images, Ceyzérieu (Champ Vallon) 2024, 428 p., 35 Abb., ISBN 979-10-267-1238-1, EUR 28,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Thomas Maissen, Heidelberg

An der Schwelle zwischen Geschichte und Kunstgeschichte präsentiert Sylvain-Karl Gosselet diesen Auszug aus seiner in Grenoble verteidigten *thèse* über die vormodernen Europavorstellungen und -darstellungen. Der Titel »Ludwig XIV. als Europäer« widerspiegelt den Befund, dass bei keinem anderen frühneuzeitlichen Souverän die personifizierte Europa eine so große Rolle spielte wie bei Ludwig XIV. Leider mit nur 35 qualitativ wenig hochstehenden Abbildungen präsentiert Gosselet belesen und kundig ein vielfältiges Korpus der königlichen Repräsentation, mit dem er im 16. Jahrhundert einsetzt.

Im Zeitalter Ludwigs XIV. wurden schon früh Darstellungen von Europa alleine oder – zumeist – mit anderen Allegorien geplant und ausgeführt: im Louvre, in den Tuileries, in Saint-Cloud oder in Clagny. Wenig überraschend tauchte sie in Versailles häufig auf: als Statue im Marmorphof und im Garten, ephemer in Aufführungen, im 1752 zerstörten Treppenhaus der Botschafter, in der Kapelle, in den Salons der Abundantia, des Apollo und des Friedens sowie – einmal, bei der Eroberung von Maastricht (1673) – im Spiegelsaal. Ein auch von den Mitgliedern der Akademie der Künste oft dargestelltes Motiv zeigte den König als Friedensstifter über Europa. Noch Ludwig XV. ließ sich so darstellen, obwohl Europa in der königlichen Ikonografie nach dem Frieden von Rijswijk kaum mehr eine Rolle spielte.

Eine Grundfrage der informativen Studie lautet, wie »l'idée d'Europe« Ludwig XIV. und sein künstlerisches Umfeld geprägt hat. Der bestimmte Artikel im Singular wird dem reichen Material, das Gosselet präsentiert, nicht gerecht. Er behandelt in einem Aufwasch Bilder wie »La Renommée publiant la gloire de Louis XIV dans les quatre parties du monde« und »Le Roi donnant la Paix à l'Europe«. Dabei repräsentierte Europa je nach ikonografischem Kontext unterschiedliche Ideen, selbst wenn man ihre antike, mythologische Figur beiseitelässt. Wurde Europa mit den anderen Kontinenten zusammen dargestellt, so symbolisierten sie die ganze Welt (»l'univers«). Letztere diente beispielsweise als Resonanzraum von Ludwigs Ruhm, zumal wenn er sich im Zentrum eines Raumes befand, dessen Ecken die vier Kontinentalallegorien schmückten. Wenn Europa dagegen allein auftrat, so war sie zuerst aufmüpfiges und dann unterwürfiges oder dankbares Objekt seiner Gestaltungskraft.

Gosselets Präsentation der Chambre de la Reine legt eine weitere Dimension nahe. Herrschaftlich traf dort Apollo (Ludwig) auf die unterwürfige Europa: seine spanische Gattin Maria Theresia, die



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

unter diesem Deckengemälde schlief. Stellte Europa in solchen Konstellationen nur den »habsburgischen« Teil des Kontinents dar – also ohne sein vornehmstes Glied Frankreich? Ursprünglich, bei Johannes Putsch (1534), wurde Europa mit Spanien als Haupt und der Kaiserkrone dargestellt, die ihr aber im Spiegelsaal vom Kopf in den Schoß fiel. Symbolisierte dies nicht die Unterordnung des Kontinents?

Gosselet wählt andere Deutungen und mit »L'Europe c'est moi« eine Formulierung, die er dem apokryphen »L'Etat c'est moi« nachempfunden. Die Beweislage dafür, dass Ludwig XIV. Europa »inkarniere«, ist allerdings dürftig. Auf Jean Lenfants Kalender »Miroire de l'Univers« (1658) erklärte die Legende, dass die vier Himmelsrichtungen mit den Erdteilen korrespondieren: »Le Septentrion, où est située l'Europe, ne pouvait mieux estre représenté que par la figure du Roy de France.« Tatsächlich kann man Ludwig in der Figur erkennen, die ansonsten Cesare Ripas Europa nachempfunden ist. *Représenter* bedeutet aber nicht *identifier*: Ludwig »war« ebenso wenig Europa (anders 284–289) wie der anonyme türkische Jüngling Asien war. Der Sonnenkönig dachte nicht daran, Europa zu »sein«. Er stand – als Inkarnation des Staates – ebenso *über* dessen Regionen und Völkern wie über Frankreich. Deshalb war die »reine-Europe«, die »Königin Europa«, gerade nicht eigenständige Herrscherin, sondern bestenfalls gefügige Partnerin.

Wenn Gosselet von ihr und Ludwig XIV. als einem »duo quasi matrimonial« (241, 328) spricht, wäre es selbst in seiner frankozentrischen Perspektive interessant gewesen, das Verhältnis des Sonnenkönigs zu Europa mit demjenigen zur personifizierten France (Francia) zu vergleichen. Gerade in Versailles erscheint Letztere als nicht gleichrangige, aber vollwertige Partnerin, mit der zusammen Ludwig die anderen Länder unterwirft. In der zu seiner Zeit allerdings kaum mehr üblichen Ehemetaphorik war sie, Francia, die mystische Gattin des Königs. Man darf sich fragen, ob er Europa nicht als seine Mätresse ansah. Das legt ein Gemälde von Pierre Mignard nahe (Kurpfälzisches Museum Heidelberg, Inv. L. 39), das Gosselet nicht behandelt. Es zeigt den Götterkönig Zeus als Stier, der Europa entführt – niemanden anders als Ludwigs Geliebte Madame de Montespan. Wenn man ein von Gosselet verwendetes Bild bemühen will, so gehört der »arbitre de l'Europe« gerade nicht zum Kontinent, sondern steht als Schiedsrichter über ihm. Ludwig XIV. verstand sich nicht als Europäer, sondern als souveränen Anti-Europäer oder noch mehr als Supra-Europäer.

»Arbitre« ist nicht die einzige Metapher, die Gosselet aus seinen Lektüren oder kreativ selbst entwickelt: Europa ist Instrument, idealer Spiegel, »un certain idéal de bon gouvernement«, das irenische Optimum der Kriegskunst – die Vielzahl zum Teil widersprüchlicher Charakterisierungen erlaubt es kaum, klare zeitgenössische Bedeutungen herauszuschälen. Vor allem in seinem vierten Teil verliert sich Gosselet in unnötigen Spekulationen (etwa 326–327), die durch das häufige »sans doute« nicht plausibler werden. Das Bildmaterial bestätigt jedenfalls nicht

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2026.2.116137](https://doi.org/10.11588/frrec.2026.2.116137)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publié par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

»la répétition ad nauseam de ce topos«: »Les Français n’avaient pas qu’un roi de France, ils avaient un roi européen« (340). Zumal als Rezensent aus der Stadt, deren Zerstörung der Sonnenkönig mit der Medaille »Heidelberga deleta« feierte, liest man mit Unbehagen von dessen angeblichen zwei Obsessionen, für Frauen und für den Frieden. Weder als Fremdzitat noch als Ironie liest man tatsächlich: »Les guerres de Louis XIV furent justes [...] et donc propres, belles, magnifiées par les arts « (264). Etwas mehr Nüchternheit gegenüber dem nationalen Pathos der »Singularité dans l’histoire« (besonders 372–379) hätte dem Autor nicht geschadet.

Für die Einordnung hilfreich gewesen wäre der Verweis auf die einschlägigen deutschen Publikationen von Klaus Bussmann und Elke Werner, Nicolas Detering, Sabine Poeschel oder Wolfgang Schmale. Wie sie fehlt in der Bibliografie das englische Standardwerk von Michael Wintle (*The Image of Europe*, 2009). So wird eine gesamteuropäische Ikonografie französisch verengt, obwohl die Titeldrucke von Pierre d’Avity *Estats du Monde* oder das wiederholt verwendete Motiv *König beim Spaziergang mit Europa* zeigen, wie etwa der englische Monarch sich ebenfalls als Partner Europas darstellte. James Thornhill verewigte Wilhelm III. im Royal Naval College in Greenwich ebenso. Auf dem Titelblatt von Pieter Valckeniers »verwirrter« Europa (1677) widerlegt derselbe Oranier, der sie vor dem Sonnenkönig rettet, Gosselets Behauptung von einer »absence de contre image« (372). So dankbar man für seine reiche ikonografische Dokumentation ist, so diskussionswürdig bleiben seine Interpretationen.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l’Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Nebiha Guiga, Les blessés de Napoléon, Paris
(Éditions Passés composés) 2025, 400 p., ISBN
978-2-3793-3850-2, EUR 24,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Alan Forrest, York

With unprecedented numbers fighting on both sides and with a death toll to match – the French alone may have lost a million men – the Napoleonic Wars stand in stark contrast to the more limited cabinet wars that characterised so much of the eighteenth century. Napoleon's insistence on fighting decisive battles meant that engagements could last for several days without regard for the mounting losses incurred (one has only to think of Leipzig or Borodino). And if we have a fairly precise idea of the numbers of dead, we know far less, as Nebiha Guiga points out in this pathbreaking study, about the numbers of wounded, those whose battle ended with an enemy bullet or sabre cut and who risked being left for hours, often in agony, among the bodies of the dead and dying. Some, the lucky ones, escaped with shallow wounds from which they might recover with the help of local civilians. But in these wars most wounds were deep, destroying essential organs and leading to serious blood loss; one has only to turn to the anatomical sketches of the British surgeon Charles Bell of the wounds he treated after Waterloo to appreciate the extent to which the soldiers' bodies were gouged and mangled. Though there were few technological advances, battles were now fought with new intensity and were increasingly dependent on artillery fire. If the French had 30 cannons at Marengo, all armies multiplied their use in subsequent campaigns till at Leipzig there were 2 000, inflicting huge damage on the infantry lined up against them. It is little wonder that soldiers who could face death with apparent equanimity should have expressed fear at the thought of suffering lifechanging wounds that would result in a lifetime of anguish and disability.

Though war was still talked of in terms of glory and wounds continued to be seen as a badge of honour, that language was increasingly limited to Napoleon's ministers and commanders in the field. For the men exposed to enemy artillery the battlefield became a site of horror and misery, not least for young conscripts introduced to the reality of war for the first time. They quickly understood that warfare was a lottery, that it was a matter of chance whether they emerged intact or suffered life-changing wounds that would destroy their capabilities as soldiers and, if they managed to return to civil society, blight the rest of their lives. Hence the most common word used to describe wounds and the wounded in soldiers' writings is »unfortunate« (*malheureux*). Much of Guiga's discussion is based on their accounts, whether their letters home, the diaries and journals they wrote up at the time, or the memoirs they composed once they were released from military duties, some for publication, some private accounts for sons or



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

other family members. This book is about their experience of war, about the chaos of the battlefield, and about the fate of those left behind when the guns went quiet. It draws on evidence from two armies, the French and the Austrian, and is the first study about what it meant to be wounded in the Wars. Even when account is taken of the social mores of the time and of men's reluctance to admit to weakness, the picture that emerges is grimly harrowing. Despite Larrey's reputation for providing speedy medical assistance to the wounded, their help was often very basic. Too often, the first resort of army surgeons was to amputate, which many of the soldiers regarded as a form of butchery, crippling them for life, and which many of the injured did their utmost to avoid. But the alternative may have been worse – to be abandoned on the battlefield to a slow death or captured by an enemy who might despatch them on the spot.

After a brief discussion of the armies' medical services and of the doctors who manned them, Nebiha Guiga turns to the wounded soldiers in their care, following them through the successive stages of their treatment and, if they were lucky enough to survive, their convalescence. Her descriptions are not for the squeamish. Surgery was often primitive, limbs were amputated without anaesthetic, dressings and bandages were in short supply, and the medical posts (*ambulances*) set up in the open air or in requisitioned buildings close to the battlefield were seldom adequate to the medical challenges they faced. Large numbers of soldiers did not recover from surgery but died from their wounds either on the battlefield itself or in the days following the amputation. The first responses were often chaotic, with wounded soldiers being carried from the field where they lay on makeshift stretchers or on the shoulders of their comrades to the nearest medical post. From there they might be taken to a local civilian hospital, or, when their health had sufficiently improved, moved to a military hospital on the road back to France or billeted in local homes where they could convalesce. For some, this involved agonising journeys on primitive carts and along rutted roads, during which they relied on local civilians for food and shelter; others fell into enemy hands following a battlefield amputation and spent the rest of the war as prisoners. After major battles hospital provision was seldom adequate. In Leipzig, for instance, where there were some 18 000 hospital beds, the city was faced with around 90 000 wounded soldiers in need of care. There was not enough room for all.

This brings the author to discuss the representations of soldiers' wounds in art and writing, and to examine the narratives that were constructed around them. For many of the soldier-authors, the evidence of such suffering was enough to undermine any sense of honour in war, and to destroy the propagandist image of serenity created by a generation of war painters anxious to depict the glory of the armies and the dignity of war. But for those involved in the fighting, battles were not like that. Their presence on a battlefield strewn with the wounded and dying evoked very different emotions, ranging from a sense of loneliness and abandonment to the pathos of death and suffering. The noise



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

and smell of battle lingered with them long after the fighting stopped, and the very randomness of death and injury made soldiers superstitious and fatalistic, seeing war as a force of nature over which they had no control. Napoleon's proclamations to his troops praising their pursuit of glory risked falling on deaf ears when the men had seen their friends' entrails ripped open by enemy shells, spreading despondency and stripping war of any lingering romanticism. In the same way, for individual soldiers, wounds and amputations risked ending their involvement in war, defining and dating it in their memory in personal terms, distinct from the narrative that would enter history.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Sebastian Hansen, Die poetische
Konzertgesellschaft. Geschmack und Verhalten
in der bürgerlichen Musikkultur 1781–1848,
Göttingen (Wallstein) 2025, 360 S., 6 z.T. farb. Abb.,
ISBN 978-3-8353-5799-0, EUR 38,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Sophie Picard, Aix-en-Provence

Les décennies entre 1780 et 1850 sont synonymes de profondes mutations dans les pays germanophones: qu'il s'agisse de l'économie, de la politique, de la société ou encore de la culture au sens large, on considère généralement que cette période marque l'avènement de la «modernité» et qu'elle impulse des évolutions qui demeurent structurantes jusqu'à nos jours. C'est particulièrement vrai pour la musique, et plus précisément pour les pratiques musicales, auquel l'historien Sebastian Hansen consacre un ouvrage riche et documenté: il y retrace l'avènement d'une «société du concert poétique» qui cristallise, selon lui, les reconfigurations alors en cours au sein de la bourgeoisie montante.

Par «société du concert poétique», il faut entendre l'institutionnalisation d'un nouveau mode d'appréhension de la musique, qui place l'expérience esthétique au centre de l'attention: c'est elle qui devient l'objet et le but de toute représentation. L'adjectif «poétique», que Hansen emprunte aux auteurs du premier romantisme, met en évidence les porosités qui existent alors entre les débats théoriques sur le rôle et l'essence de la musique et ses pratiques. Tout comme Ludwig Tieck, Wilhelm Heinrich Wackenroder ou encore Friedrich Schlegel, les acteurs (ainsi que quelques actrices) de la révolution musicale en cours autour de 1800 voient dans la musique, et particulièrement dans la musique instrumentale, une forme d'art absolu, qui permet d'accéder à une réalité supérieure, quasi transcendante. Cela implique non seulement la création d'œuvres d'un type nouveau – c'est l'âge d'or de la symphonie, qui s'impose peu à peu comme le genre musical le plus noble et le plus pur qui soit –, mais aussi et surtout de cadres permettant d'en jouir pleinement. La fin du XVIII^e et le début du XIX^e siècle voient ainsi se structurer des lieux dédiés au concert qui fédèrent les acteurs de la création musicale (compositeurs, musiciens) et celles et ceux qui la font vivre, à savoir les amateurs de musique qui petit à petit se constituent en public.

Ces lieux ne se matérialisent pas toujours physiquement dans l'espace urbain. Si Hansen mentionne la construction de salles de concerts spécifiques comme le Gewandhaus de Leipzig (issu de la transformation, en 1781, de l'édifice bâti pour les marchands de tissus) ou celle inaugurée par la Gesellschaft der Musikfreunde de Vienne en 1831, l'essentiel se situe selon lui ailleurs: dans ces sociétés de musique, qui, après la création des Gewandhauskonzerte à Leipzig en 1781, se multiplient dans les



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

premières décennies du XIX^e siècle, qu'il s'agisse de la Gesellschaft der Musikfreunde (1815) ou des Concerts spirituels (1819) à Vienne, de la Musikalische Akademie (1811) à Munich ou encore des Soirées (1827 et 1842) à Berlin, pour ne citer que quelques-uns des exemples analysés dans l'ouvrage. Ces groupes d'amateurs de musique, qui fonctionnent selon des modèles divers, organisent l'interprétation d'œuvres par des musiciens professionnels (comme c'est par exemple le cas à Leipzig) ou, plus couramment, des »dilettantes« (un terme qui est alors connoté de manière positive) et contribuent de manière décisive à la définition et à la diffusion de nouvelles normes d'écoute et de comportement. En s'intéressant de manière minutieuse à leur fonctionnement, Hansen montre qu'il s'agit de véritables lieux de sociabilité, où se négocient, au fil des réunions des comités ou des directoires, les règles du goût et du savoir-être de la bourgeoisie montante.

L'établissement des programmes et la sédimentation progressive de ce qu'on pourrait déjà appeler un »répertoire« (pas si différent, au fond, de celui d'aujourd'hui) font l'objet d'une attention particulière dans l'étude de Hansen. L'auteur confronte de manière systématique les programmes des séries de concert organisées par les différentes sociétés et, quand ils existent, les textes documentant les arbitrages opérés par les organisateurs, avec les articles parus dans la presse musicale, qui rendent compte à la fois de l'avis de la critique en cours de professionnalisation et de la réaction des publics aux œuvres entendues. Ce faisant, il tente de retracer les processus de décision qui mènent à l'établissement d'un canon du bon goût autour de la triade Haydn, Mozart et Beethoven, dont la place prééminente dans les programmes de concert se confirme dès les années 1810. Cela ne l'empêche pas de mentionner un grand nombre de compositeurs et d'œuvres aujourd'hui tombés dans l'oubli et de s'interroger sur les raisons qui mènent, parfois de manière convergente dans différentes sociétés de musique, à inclure ou à exclure des musiciens du canon de la grande musique.

La lecture de l'ouvrage de Hansen permet de mettre en perspective certaines habitudes d'interprétation actuelles, comme celle qui consiste à placer une symphonie au cœur des programmes de concert. Dès ses débuts, la Gesellschaft der Musikfreunde choisissait pour chacune des quatre manifestations prévues en moyenne chaque année une partition symphonique, en général exécutée en entier, à laquelle étaient agrégées d'autres pièces plus courtes voire des extraits d'œuvres selon une logique de »pot-pourri«. Au Gewandhaus, où il était d'abord d'usage de proposer des soirées avec trois symphonies, les programmes s'allègent progressivement pour adopter petit à petit la forme classique avec une symphonie précédée d'œuvres de moindre envergure. C'est là un exemple parmi d'autres des tendances à l'homogénéisation des normes d'écoute au sein de l'espace germanophone.

L'ouvrage fourmille d'anecdotes qui permettent de plonger au cœur de cette »société du concert« en pleine mutation. La



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

force et l'originalité de l'étude de Hansen résident dans son interdisciplinarité: l'approche socio-historique est nourrie d'une connaissance approfondie de l'histoire musicale et littéraire. Ainsi l'auteur parvient-il à mettre en évidence les interactions concrètes entre les débats esthétiques et les pratiques musicales du romantisme. Son travail permet d'observer comment l'idée d'absolu musical prend forme dans le déploiement de séries de concerts à la programmation exigeante, dans des conditions d'interprétation et d'audition si ce n'est idéales, du moins novatrices. Inversement, les nouvelles habitudes d'écoute de la bourgeoisie viennent encore renforcer l'aura de la musique dans la sphère intellectuelle. S'il fallait formuler un regret, c'est que l'étude comparée du développement des sociétés de musique dans différents centres musicaux de l'espace germanophone n'est que rarement mise en perspective par des références aux évolutions qui ont lieu de manière concomitante dans l'espace européen. Il y aurait là matière à de futurs projets internationaux.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2026.2.116139](https://doi.org/10.11588/frrec.2026.2.116139)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Maxime Hermant, De la ville régénérée à la ville impie. L'Église, les fidèles et la Révolution à Provins (années 1770–1815), Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2025, 314 p., ISBN 979-10-413-0067-9, EUR 26,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Kilian Harrer, Mainz

Recent scholarship has insisted on the plurality and complexity of the de- and re-sacralizations that swept across France in the decades around 1800. This complexity was most evocatively condensed into a paradox in the title of Paul Chopelin's 2010 book on Lyon, *Ville patriote et ville martyre*. Maxime Hermant seems to echo that theme in the title of his reworked dissertation, *De la ville régénérée à la ville impie*. Yet, his contribution also diverges from what has come before in at least two interesting ways. First, by focusing on a small town (Provins, about 80 kilometers south-east of Paris), he illuminates a social setting that differed clearly both from France's bigger cities and from its rural communities. Second, his narrative places unusual emphasis on the years 1814-15: in Provins, Hermant asserts, the biggest moment of religious trauma occurred not in 1793 or 1794 (i.e., at the time of greatest revolutionary radicalism) but rather during those later two years of Napoleonic defeat, occupation, and monarchist restoration.

The book's nine chapters cover almost half a century of urban history in regional context and against the backdrop of national regime and policy changes. After surveying the vitality as well as the weaknesses of Catholicism in late-Old-Regime Provins (Chapter 1), a town of roughly 5 000 inhabitants, Hermant explores in detail the dramatic changes of the Revolution's first five years (Chapters 2–5). His deep familiarity with the relevant archives enables him to give a precise account of the scope and local repercussions of the abolition of monastic communities and canon chapters, the Civil Constitution of the Clergy, and the First Republic's campaign of »defanaticization«. In the wake of Chopelin's more recent research, Hermant argues that this term captures radical revolutionaries' religious vision and policies and should thus be preferred to the more familiar and far-reaching concept of dechristianization. Nevertheless, the majority of Provins's church buildings and bells did not survive the 1790s, and as late as August 1796, no fewer than thirty-seven priests remained locked away in one of the town's former abbeys. On the whole, however, pragmatism prevailed in Provins. In other words, conflicts involving the clergy and different groups of laypeople (confraternities, parish communities) kept popping up but never truly escalated. This relative calm continued after 1794, facilitating ecclesial reconciliation and renewal during the later Revolution (Chapter 6) and after the Concordat of 1801 (Chapters 7–9).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

For readers who are not directly interested in the history of Provins per se, the question arises of how Hermant's findings change the bigger historiographical picture of French Catholicism in the revolutionary era. His doctoral advisor, Monique Cottret, suggests in the book's preface that Provins's »quiet revolution« (11) was a rather exceptional trajectory. To be sure, as social and cultural historians have known at least since the early days of *microstoria*, the study of exceptional cases can have great analytical purchase. However, Hermant's introductory chapter only briefly gestures toward microhistory, and in the Conclusion, he rests his case with an equally vague plea for »nuance« (257). Throughout, he largely leaves to his readers the task of reassessing the general in the light of the particular.

Consider, for instance, Hermant's boldest claim – that what upended Catholic life in Provins more than any previous events were Napoleon's defeats after 1812, the repeated occupation of the town by Cossacks and other foreign troops, and the Restoration clergy's eagerness to frame these calamities as manifestations of divine wrath against an »impious town«. Hermant would have sharpened the argument if he had extended his inquiry to the years after 1815, the better to gauge the actual impact of this »traumatism« (242). He also might have drawn more systematically on the burgeoning secondary literature on the post-Napoleonic occupation of France (Christine Haynes's important book is absent from the bibliography) to explore how the situation in Provins did or did not resemble that in other French towns or regions. I raise these points not to belittle Hermant's achievement, but rather to indicate that future scholarship will need to work out the full implications of his fascinating local study.

That said, *De la ville régénérée à la ville impie* demonstrates what becomes visible once we shift our focus away from the well-known epicenters of revolutionary-era religious conflict, such as the bigger cities (Paris, Lyon, Nantes), the Vendée and the South-East, or the bastions of the Petite Église that resisted the Concordat. Precisely because the author did not have any cataclysms of violence to grapple with, his book makes it easier to appreciate the importance of various other, less spectacular phenomena. I was impressed, for instance, with his analysis of how seriously revolutionary reorganizations of parish territories and cemeteries strained the religious and political fabric of urban society in Provins. In the 1980s and 90s already, work on different parts of France by Jean de Viguerie, Françoise Panhaleux, Régis Bertrand, and a few others hinted at the weight of these issues; Hermant's research highlights how much more can and needs to be learned about them. More generally, *De la ville régénérée à la ville impie* contributes intriguingly to the ongoing revitalization of historical scholarship on Catholicism and the politics of religion in the age of the French Revolution. In addition, Hermant provides valuable glimpses into the history of non-violent political action and reconciliation in the Revolution and its aftermath.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Georg Kaulfersch, Ein Gesandter in der ersten Sattelzeit der Diplomatie. Die Vielfalt der Rollen und Praktiken bei Johann Maria Warschitz († 1541/42), Köln (Böhlau Verlag) 2025, 525 S. (Externa, 18), ISBN 978-3-412-53229-1, DOI [10.7788/9783412532314](https://doi.org/10.7788/9783412532314), EUR 80,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Damien Fontvieille, Besançon

Cet ouvrage propose de revenir sur la diplomatie de la première moitié du XVI^e siècle, en adoptant la perspective des acteurs à travers la figure de Johann Maria Warschitz. Cet homme est connu de l'historiographie, mais n'a été cité que de manière ponctuelle et les six sacs d'archives qu'il a laissés à l'hôpital Sainte-Catherine de Ratisbonne permettent d'approfondir son étude. Si l'on a pu penser que ce fonds était issu de la mort de Warschitz dans l'hôpital Sainte-Catherine, il semble plutôt qu'il s'agisse d'un dépôt de l'ambassadeur.

L'étude est inspirée par plusieurs concepts. L'auteur emprunte à W. Reinhard l'approche micropolitique, attentive aux acteurs, aux relations interpersonnelles et aux pratiques individuelles, permettant de restituer les marges de manœuvre des individus. H. von Thiesen, quant à lui, définit un «type ancien» du diplomate, marqué, notamment par la pluralité des rôles qu'il endosse, par la dimension très domestique qui l'attache à son prince et l'importance des relations interpersonnelles pour son action. Ce type ancien s'effacerait entre le début du XVIII^e siècle et le début du XIX^e siècle. Enfin, l'auteur emploie le concept de «Sattelzeit», une époque-charnière, de R. Koselleck qui voit dans la période 1750-1850 une accélération des changements et une recomposition du langage socio-politique. L'auteur propose, dans le cadre de la diplomatie, d'identifier une autre période charnière, autour de la décennie 1500, dont il définit plusieurs traits en conclusion, insistant sur l'ambiguïté de cette diplomatie: si les États ont de plus en plus besoin d'émissaires, ils sont peu nombreux et se situent dans un flou juridique, qui permet à une multitude d'acteurs d'intervenir avec des marges de manœuvre plus larges. Autre point clef, renforçant une idée de G. Mattingly, le modèle italien se diffuse en l'Europe à partir des années 1490 par le biais des acteurs. L'auteur souligne les contrastes de cette diplomatie, où les acteurs sont peu professionnalisés mais où l'expertise individuelle est cruciale, où les pratiques se mélangent, ainsi de la fusion entre sphère commerciale et diplomatique ou encore du flou entre les sphères formelle et informelle.

Ces éléments se lisent dans les quatre parties de l'ouvrage qui offrent un portrait nuancé de la diplomatie. La première partie livre un préalable indispensable sur la carrière de Johann Maria Warschitz permettant de peindre la figure d'un envoyé durant



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

cette période: un homme expérimenté, qui profite de la diplomatie pour faire son ascension. Warschitz illustre l'importance du modèle italien de l'ambassadeur et de ses pratiques qu'il contribue à diffuser – il utilise d'ailleurs des techniques cryptographiques italiennes. Il appartient à une famille lombarde, les Barzizza, un nom qu'il n'utilise plus à partir de 1516 avant de le reprendre à partir des années 1530. Au début de son parcours, sa famille n'a plus fourni d'individu particulièrement notable depuis deux générations et est en déclin économiquement. Warschitz n'appartient pas aux humanistes et aux juristes qui peuplent la diplomatie mais n'est pas non plus sans formation, ayant eu une formation latine. C'est par l'intermédiaire d'Andrea da Burgo qu'il fait ses premiers pas en diplomatie. Il est probablement à son service autour de 1500 et le suit lors de son ambassade auprès du roi de France entre 1509 et 1511. Il a alors pu apprendre les langues, mais bénéficie aussi des réseaux de Burgo, notamment de l'appui de Bernhard von Cles qui devient un de ses principaux appuis dans les années 1530. Il est au service de l'empereur Maximilien à partir de 1516 et supervise, entre 1516 et 1518, le droit de douane établi entre Venise et l'Empire qui lui permet d'acquérir des compétences techniques. Il s'attache ensuite à Frédéric II du Palatinat et commence une série de voyages à partir de 1522. Dans les années 1530, il est un conseiller et un envoyé de Ferdinand de Habsbourg et fait partie du cercle des conseillers impériaux en 1533.

Ce parcours éclaire les trois parties suivantes. La première met en évidence Warschitz comme serviteur de plusieurs maîtres. Le chapitre souligne un autre trait de cette diplomatie: la force des relations interpersonnelles pour faire carrière et assurer ses missions. L'auteur souligne quatre réseaux dans lesquels évolue Warschitz. Le premier est celui du comte palatin Frédéric, mais aussi de l'ensemble de la famille princière car Warschitz apparaît avant tout comme un représentant de la dynastie. Warschitz est ensuite un serviteur des Habsbourg et s'inscrit dans le cercle de leurs conseillers. L'ambassadeur peut enfin compter sur sa famille et ses compatriotes, une direction de recherches mise en évidence par T. Osborne pour la Savoie avec l'exemple des Scaglia di Verua, et par A. Behr avec les Casati de Milan au XVII^e siècle. Warschitz est en revanche dans une position de pionnier pour sa famille, de sorte qu'il a peu d'appuis. Enfin, il a des liens étroits avec les banquiers allemands qui font l'objet d'une étude dans la deuxième partie, où l'auteur revient sur la dimension économique et financière de la diplomatie. Warschitz a laissé des comptes détaillés, offrant la possibilité de livrer une histoire quotidienne de la diplomatie par les frais de l'ambassadeur. L'auteur développe aussi une histoire économique de la diplomatie, où l'ambassadeur agit comme pourvoyeur d'objets de luxe et d'objets culturels pour ses patrons, ainsi l'achat d'ouvrages pour le comte palatin, phénomène qui a été décrit pour la France, les envoyés de François I^{er} à Venise collectant des manuscrits pour le roi. Surtout, l'auteur nuance le constat de la diplomatie comme activité ruineuse en insistant sur les possibilités offertes par cette activité: outre son salaire, Warschitz peut obtenir des dons de son prince et bénéficie surtout



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

de liens étroits avec les banquiers, les Fugger en particulier qui lui font crédit, espérant un appui de l'envoyé auprès de Frédéric II, et, par son intermédiaire, auprès de l'électeur palatin, son frère. La dernière partie décrit les pratiques de l'écrit de Warschitz, posant alors la question de la conservation de ses papiers et de la manière dont il peut les mobiliser en voyage. Il apparaît que l'ambassadeur dispose de lieux où il laisse ses papiers, dans un entrepôt à Anvers, dans la demeure de Maximilien Transylvanus à Valladolid où il laisse parfois son coffre, ou encore à Ratisbonne à l'hôpital Sainte-Catherine.

Au travers du parcours de Warschitz, l'auteur livre ici une synthèse solide et nuancée sur la diplomatie du début du XVI^e siècle au moment où, comme il l'écrit en conclusion, le »type ancien« du diplomate se construit et s'impose dès la seconde moitié du siècle. Le parcours permet de dresser un portrait de ces acteurs de second rang de la diplomatie qui sont peu étudiés en tant que tels et appelle à approfondir le tableau d'une époque-charnière de la diplomatie autour de 1490–1540.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Fabien Knittel, Stéphanie Lachaud, Corinne Marache (dir.), Sciences, techniques et agriculture. Des Lumières au XX^e siècle, Bordeaux (Presses universitaires de Bordeaux) 2024, 230 p., ISBN 979-10-300-1127-2, EUR 25,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Kilian Harrer, Mainz

This volume showcases the intersection of two fields whose development has been remarkably dynamic in the last few decades – the history of agriculture on the one hand and the history of science and technology on the other. The group of contributors includes historians, several sociologists, and interdisciplinary scholars. While the volume focuses on metropolitan France, most of the contributions consider regional specificities or transnational connections. The subtitle of the volume signals that geographical scope seemed less crucial to the editors than chronology. As their introduction suggests, the volume's premise is that agriculture turned into a key site of (techno)scientific interventions from the mid-eighteenth century onward. Even as individual chapters eschew teleological narratives of agricultural »modernization«, this overall periodization dovetails with the theme of J. L. Anderson's contribution to the new *Oxford Handbook of Agricultural History* (2024), titled »The Growing Power of Agricultural Science«.

Most of the ten chapters in *Sciences, techniques et agriculture* interrogate the power of agronomy and zootechnics, two fields of knowledge that became well-defined scientific disciplines over the course of the nineteenth century. Agathe Giraud, for instance, argues that new theories and methods of breeding and raising sheep emerged from a »dialog between shepherds and scholars« (100) in the decades around 1800. To be sure, the perspectives of scientists are generally much easier to reconstruct from the historical record than those of agricultural practitioners. Pierre Cornu's chapter sidesteps this difficulty by uncovering French agronomists' dialogs with colleagues from other countries, state bureaucrats, and international agencies such as the FAO (Food and Agriculture Organization of the United Nations), rather than with peasants or farmers. This approach enables Cornu to explain the dramatic mid-twentieth-century improvement in the transnational reputation of French zootechnics. By contrast, Clémence Gadenne-Rosfelder tackles the methodological problem head-on. Through recourse to oral history, she analyzes how Breton pig farmers selectively appropriated the technoscientific innovations of the postwar decades: instead of falling in line with the industrialization of agriculture in any simple way, they engaged in frequent tinkering (bricolage) with the architecture and interior set-up of their pigpens. The volume as a whole shows that the power of agricultural science was never that of a steamroller;



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

even in its productivist triumphs, it was not a flattening and homogenizing force.

This general observation applies even more strongly to relevant sciences and technologies other than those of agronomy and zootechnics. The chapter by Lucas Kuntz is a fascinating case study of »non-usages« (113): it reveals just how little the early electrification of rural Burgundy circa 1900 transformed agricultural work, despite the wildly optimistic scenarios touted at the time by builders of hydropower plants and other promoters of electricity. In several other chapters, the question of ecology looms large. In her chapter on the »growing scientific interest in viticulture« (46) in early modern France (and especially after 1750), Stéphanie Lachaud argues that early agronomists' attention to climate, soil, and various other factors was proto-ecological. As for the twentieth-century scientific discipline of ecology, Charlène Bouvier discusses how it inspired some of the post-1945 agronomists who sought to bend the principles of their monocrop-focused field to the specific challenges of understanding and managing grassland. That said, the volume's final, co-authored chapter offers a stark reminder of how the defenders of France's hegemonic »technostructure« (201) managed to minimize the influence of ecological and environmentalist discourses on agricultural policy in the 1960s. Tracking both the initially buoyant reception of Rachel Carson's epochal *Silent Spring* in France and the subsequent campaign to discredit her work or at least deny its relevance to French agriculture, the authors compellingly revisit the extent and limits of ecology's social power.

Hence, if we discard the simplistic image of science as a steamroller, what other metaphors or concepts might help us grasp more adequately the force field of science, technology, and agriculture? Aside from being broadly indebted to half a century's worth of insights from Science and Technology Studies, this volume does not propose a unified answer to that question – and that is arguably a good thing. It means, in any case, that readers will find a panoply of intriguing solutions across different chapters. For instance, Bouvier draws on Ludwik Fleck's concepts of thought style and thought collective to trace how postwar scientists gradually developed a distinct »agronomy of grassland« (148). Jean-Baptiste Vérot's case study of the eighteenth-century naturalist Pierre-Augustin Boissier de Sauvages makes excellent use of the notion of *réduction en art*, primarily elaborated by Hélène Vérin. As Vérot argues, Boissier de Sauvages appropriated, tested, and re-ordered southern French silk-farmers' existing knowledge in order to »reduce« it to a supposedly superior method of sericulture that landowners might then teach their workers. To add one more example, Micaël Belleaubre's chapter introduces the concepts of interpenetration, intrication, and experimentation. He thus distinguishes among the different ways in which a wide range of social groups – from rural artisans and notables to Parisian businessmen – interacted in the development of new distillation technology for brandy, especially cognac, across the eighteenth and nineteenth centuries.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2026.2.116142](https://doi.org/10.11588/frrec.2026.2.116142)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

In this undeniably rich volume, the relative under-representation of the nineteenth century appears problematic. Two of the three contributions that deal at least in part with nineteenth-century history (Belleaubre and Kuntz) are also among those that do not focus on what we might consider the core fields of agricultural science. Therefore, a gap opens up between the chapters on Enlightenment-era *agromanie* and those on the fully-fledged disciplinary landscape of twentieth-century agronomy and zootechnics. This gap seems all the more surprising because two of the volume's three editors, Fabien Knittel and Corinne Marache, have worked extensively on nineteenth-century rural France for two decades. Their previous publications are among those that readers will want to consult for a deeper understanding of how agriculture and its bodies of knowledge transformed in the century following the French Revolution. Apart from that chronological weak link, however, the volume represents a commendable and sophisticated effort to enrich the historiography of modern agriculture by applying the thematic lens of scientific and technical knowledge.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Yvan Loskoutoff (dir.), Les médailles de Louis XIV et leur livre, vol. 2, Mont-Saint-Aignan (Presses universitaires de Rouen et du Havre) 2023, 620 p., 290 ill., ISBN 979-10-240-1723-5, EUR 35,00.

Yvan Loskoutoff (dir.), Les médailles de Louis XIV et leur livre, vol. 3, Mont-Saint-Aignan (Presses universitaires de Rouen et du Havre) 2025, 444 p., 338 ill., ISBN 979-10-240-1821-8, EUR 27,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Stefan Seitschek, Wien

In vorliegender Rezension werden der zweite und dritte Band des von Yvan Loskoutoff herausgegebenen Sammelwerkes zu den Medaillen Ludwigs XIV. und ihrer zeitgenössischen Verbreitung besprochen. Die Bände versammeln zahlreiche Fachleute zum Thema, die sich in den letzten Jahren den Medaillen als (gelehrte) Prestigeprojekte der Regierungszeit Ludwigs XIV. und ihrer Verbreitung in der *Histoire métallique* und ihrer beiden Ausgaben (1702 und 1723) gewidmet haben, wie etwa Robert Wellington (*Antiquarianism and the Visual Histories of Louis XIV*, Farnham 2015) oder Torsten Fried und Mark Hengerer (*Geprägter Ruhm. Die Medaillen Ludwigs XIV. der séries uniformes*, München 2025).

Die Themenblöcke und Beiträge der beiden Bände überschneiden sich. Einzelne Autorinnen und Autoren steuern mehrere Beiträge bei, darunter der Herausgeber selbst. Die Studien des dritten Bandes fußen auf Tagungen in Paris 2019 und 2021. Betrachtet man die Struktur der Bände, so stellen diese die Publikation der *Histoire métallique* und die darin involvierten Akteure und ihre Debatten in den Fokus (Bd. 2: unter anderem Jean-Pascal Lassier und Yvan Loskoutoff zu Abbé Bignon mit einer Auswertung der Sitzungen der Akademie um 1700, erneut Loskoutoff zu André Dacier und zu Boileau, Léo Stambul zu den gelehrten Debatten über die Ausrichtung der Texte), behandeln einzelne Themen und Darstellungen auf Medaillen (Bd. 2: Loskoutoff zur Medaille zur Feier der Geburt des Königs und ihren antiken und christlichen Vorbildern, Marie-Claude Canova-Green zur Rückkehr nach Paris 1652, Isabella Schübel zur Darstellung Spaniens, Daniela del Pesco zur Figur des Herkules, Inès Villela-Petit zur Architektur; Bd. 3: Loskoutoff zur Regentschaft der Königinmutter; Mark Jones zur Ankunft des englischen Königs Jakob II. in Frankreich 1689; Canova-Green zur Darstellung der Frömmigkeit des Sonnenkönigs anhand der Medaille für Saint-Louis/Saint-Cyr; William Eisler zum Canal du Midi; Canova-Green zu den Einzügen Christines von Schweden und Maria Theresias von Österreich in Paris; del Pesco zu den derzeit vielseitig beforschten Botschaften), befassen sich mit Versailles (Bd. 2: Robert Wellington zum Medaillenkabinett, Gérard Sabatier zum Spiegelsaal) sowie Vorbildern der *Histoire*



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

métallique (Bd. 2: Jordan Blondel zu römischen Vorbildern; Eisler zur Medaillenproduktion der Päpste; Léa Gagnon zu *Triumphes de Louis le Juste* 1649; Bd. 3: Loskoutoff wiederum zu abgelehnten Projekten mit römischen Münzen als Vorbild; Pierre Couhault zu mittelalterlichen Einflüssen; Antoine Gallay zu einer *Histoire métallique* der französischen Könige; Gagnon zu den königlichen Tapisserien) und der Nachwirkung des Werkes (Marco Callegari zu Giovanni Antonio Mezzabarba; Charlotte Rousset und Laurent Stéfanini jeweils zu Werken der Regierungszeit Ludwigs XV.; Katia Schaal zur *Histoire numismatique du comte de Chambord*, also von Henri de Bourbon-Artois, Graf von Chambord im 19. Jahrhundert; Thomas Cocano zur Wirkung der Medaillen Ludwigs XIV. in England; Marie-Christine Skuncke mit einem Vergleich zu den Medaillen und Medaillenbüchern Gustav III. von Schweden; Fried und Hengerer zu Verbreitung und Einfluss der *Histoire métallique* im Heiligen Römischen Reich; Bd. 3: erneut Cocano mit einem Vergleich der Medaillen Königin Annas und Ludwigs XIV. zum Spanischen Erbfolgekrieg; Hengerer zu den Medaillendarstellungen in den *Annales de la monarchie française* des Henri-Philippe de Limiers; Rousset zum Porträt Ludwigs XV. auf Medaillen; Eisler zum Einfluss auf die Prägungen Napoleons I.; Dominique Hollard mit einem Vergleich der napoleonischen Medaillen mit antiken sowie mit Prägungen Ludwigs XIV. und des Heiligen Römischen Reiches) und zum Abschluss Varia-Beiträge (Bd. 3: Inès Villela-Petit zu Naturelementen auf den Medaillen; Bernard Teyssandier zu den Elementen Galerie, Tempel und Kabinett in den Druckwerken; Eisler zu Jean Donneau de Vizé und dem *Mercure galant*).

Es wird deutlich, dass die genannten Themenblöcke im Umfang in den einzelnen Bänden variieren. Insbesondere werden Themen der Medaillen behandelt sowie die Wirkung der Produktion Ludwigs XIV. auf seine Nachfolger und im Vergleich zu Publikationen anderer Mächte. Mehrfach stehen dabei zu Beginn die die Prägungen begleitenden Texte und damit die *Querelles des Anciens et des Modernes* oder die Gegner Ludwigs XIV. und ihre Darstellung im Fokus, etwa die ambivalente Rolle Spaniens: als Gegner unter dem Haus Habsburg sowie als Verbündeter nach der Regierungsübernahme durch das Haus Bourbon nach 1700. Gleichzeitig wird anhand der dargestellten Debatten deutlich gemacht, dass eben nicht nur Schlachtenerfolge, sondern bewusst auch eine friedensstiftende Rolle des Sonnenkönigs propagiert wurde. Frömmigkeit, Schifffahrt und Handel sind weitere Themen. Die Beiträge beziehen dabei neben (antiken) Vorbildern der Münzprägung auch andere Materialien ein, wie etwa die mittelalterliche Buchmalerei, die Umsetzung in Druckwerken oder eben auch die bekannten Tapisserien des Sonnenkönigs. Immer wieder stehen Details auf den Medaillen im Blickpunkt, etwa architektonische und florale Elemente oder Tierdarstellungen. Die zahlreichen Beiträge verdeutlichen die Vielfalt des vorhandenen Repertoires an Texten und Motiven, auf das zurückgegriffen wurde und das wiederum die Grundlage für nachfolgende Werke darstellte. Die Texte werden dabei von zahlreichen Abbildungen begleitet und gestützt (in Band 2 knapp



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

300, in Band 3 knapp 340 Abbildungen). Aufschlussreich sind dabei Übersichten und Grafiken wie im Beitrag von Fried und Hengerer. Leider haben sich bei dieser Materialsammlung auch kleine Unachtsamkeiten eingeschlichen (493 Grafik doppelt), die dem Gesamtbild keinen Abbruch tun. Ergänzt werden beide Bände durch umfangreiche Literaturlisten. Für die rasche Benutzung der Texte wären noch Register nützlich gewesen, die bedauerlicherweise fehlen.

Allein die Aufzählung der Beiträge und ihrer Themen hat den Facettenreichtum der Bände aufgezeigt, die den Entstehungsprozess der *Histoire métallique* Ludwigs XIV. und die an diesem Projekt beteiligten Akteure (Stribanul, 94: »Charpentier privilégie l'esprit et fait parler les citations, Boileau la langue et fait parler le public, Dacier la rationalité et fait parler les faits«) und Institutionen (*Petite académie*) sowie deren gelehrte Erwägungen nachzeichnen. Immer wieder werden die zentralen Quellen wörtlich zitiert und somit die Diskussion zu den einzelnen umgesetzten sowie auch verworfenen Entwürfen und Stücken unmittelbar nachvollziehbar gemacht.

Dabei wird das Werk nicht isoliert betrachtet, sondern ins Verhältnis zur Vergangenheit (Antike), zur Gegenwart anderer europäischer Mächte (Spanien, Heiliges Römisches Reich, Großbritannien, Papsttum) und zur Nachwirkung in Frankreich und darüber hinaus gesetzt. Damit bilden die Bände Einblicke in die Repräsentationsstrategien Ludwigs XIV. und der europäischen Souveräne des 18. Jahrhunderts insgesamt. Gerade die Medailleure des Heiligen Römischen Reiches (etwa anhand Prägungen aus Anlass von Krönungen) wurden in den letzten Jahren in mehreren biografischen Studien, Sammlungskatalogen oder auch Ausstellungen (Zuhanden Ihrer Majestät, Wien 2017, für Maria Theresia) aufgearbeitet. Dies gilt insbesondere für die Habsburgermonarchie und ihre Prägungen sowie die diese konzipierenden Gelehrten und Kunstschafter (Fischer von Erlach, Carl Gustav Heraeus für den Hof Karls VI.) und die habsburgische Repräsentation insgesamt. Dabei rückt auch immer mehr die Entwicklung der Disziplin Numismatik in den Fokus (Bernhard Woytek, Daniela Williams [Hg.], *Ars critica numaria. Joseph Eckhel (1737–1789) and the Transformation of Ancient Numismatics*, Wien 2022).

Kurzum böten sich hier noch weitgehendere Vergleiche an, insbesondere mit dem – aus Sicht Frankreichs – habsburgischen Gegner. Trotz dieser gewichtigen Bände sind die Themen noch lange nicht erschöpft, da die Medaillen mit Darstellungen wichtiger Ereignisse über die Prägungen selbst sowie durch deren Multiplizierung in Druckmedien kaum zu unterschätzende Elemente der Propaganda der europäischen Mächte des 18. Jahrhunderts als Schnittstelle gelehrter Erwägungen sowie Austausches, Medium für den beständigen Ruhm der Taten der Souveräne und gleichzeitig Kampfmittel zur Abwertung des Gegners darstellen. Die hier vorgelegten Studien bilden wichtige Bausteine zum Verständnis dieser Auseinandersetzungen.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Eric Monteiro, Charles Brion (dir.), Ports, îles, villes. Entre exils et migrations transcontinentales et océaniques: approches comparatives (XV^e–XXI^e siècle), Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2025, 157 p. (Enquêtes & documents, 80), ISBN 979-10-413-0820-0, EUR 22,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Jan Simon Karstens, Paris

Das vorliegende interdisziplinäre Sammelwerk ist selbst für einen Vertreter dieses Genres außergewöhnlich heterogen. Die acht Beiträge reichen zeitlich vom 15. bis zum 21. Jahrhundert und kombinieren Beispiele aus beiden Amerikas, Europa und Südostasien. Darüber hinaus stammen sie aus unterschiedlichen akademischen Disziplinen mit jeweils distinkten Methoden und Fragestellungen. Angesichts dessen wäre eine konzeptionelle Rahmung, die über die bloße Zusammenstellung thematisch ähnlicher Einzelstudien hinausgeht und gemeinsame Fragen und Erkenntnisinteressen benennt, von zentraler Bedeutung. Leider verzichten die Herausgeber weitgehend darauf. Nur auf einer Seite der Einleitung beziehen sie sich auf verbindende Aspekte, wobei sie die Begriffe »Häfen, Inseln, Städte« als Zentren und Wegpunkte von Mobilität und Migration in den Fokus rücken.

Angesichts dieses Themas und des interdisziplinären Anspruchs wäre zumindest eine exemplarische Einordnung in zentrale Debatten der (historischen) Migrations- oder Mobilitätsforschung wünschenswert gewesen. Dass diese Kontextualisierung gänzlich ausbleibt, erschwert nicht nur die Lektüre, sondern begrenzt auch den wissenschaftlichen Mehrwert des Bandes, der sich daher vornehmlich in den einzelnen Beiträgen findet. Dies ist auch der Grund dafür, dass sie im folgenden eher aufzählend vorgestellt werden.

Den Auftakt macht Gaëlle Lebeau, die sich mit (Zwangs-)Migration zu und von der Insel La Réunion beschäftigt. Ihr Fokus liegt nach kurzen Informationen zur neuzeitlichen Sklaverei auf der Zwangsmigration von indigenen Kindern der Insel in das kontinentale Frankreich im 20. Jahrhundert. Beide Formen der Zwangsmigration werden dabei von ihr als gleichermaßen erinnerungskulturell traumatisch beschrieben. Es folgt ein Sprung in die Gegenwart, wenn Lebeau gestützt auf Fragebogen die Erfahrungen von Remigrierenden beschreibt. Ihr analytischer Fokus bleibt über diese zeitlichen Sprünge hinweg der Inselstatus von La Réunion als Ressource und Risiko für die Bildung von sozialen Gruppen und Gemeinschaften durch die vor Ort lebenden Akteurinnen und Akteure.

Rein historisch bleibt hingegen die Analyse von Nicolas Ribeiro, der kenntnisreich die Bedeutung von Häfen als Drehscheiben



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

der Mobilität in den französischen Antillen der Frühen Neuzeit analysiert. Dabei betont er die zentrale Bedeutung maritimer Mobilität für die dortigen kolonialen Gesellschaften, aber auch den ambivalenten Charakter von Häfen, die zwar als Instrumente für die Zentralisierung und damit Kontrolle von Waren- und Personenverkehr angelegt worden waren und gleichzeitig Möglichkeiten boten, obrigkeitliche Interessen zu unterlaufen. Dabei berücksichtigt er in breiter Perspektive sowohl Migration als auch alltägliche Mobilität. Dies gipfelt in einer nützlichen Typologie der Migrationen/Mobilitäten (S. 39), die einen Höhepunkt des Bandes darstellt.

Ebenfalls der neuzeitlichen Geschichte widmet sich François Souty, genauer der Kolonialgeschichte Indonesiens. Sein Fokus liegt auf Batavia, dem Verwaltungssitz der Niederländischen Ostindien-Kompanie (VOC) in Asien. In einem historischen Überblick mit mehrseitigen, nicht immer kritisch eingeordneten Quellenziten unterscheidet Souty zwei historische Phasen. Die erste reichte von 1680 bis 1720 und sei von ökonomischem Aufschwung und Konfliktfreiheit geprägt gewesen, wobei eine weitgehende Eigenständigkeit unterschiedlicher religiöser und ethnischer Gemeinschaften deren Koexistenz ermöglicht habe. In der zweiten Phase von 1720 bis 1740 sei es hingegen zu Krisen gekommen, wie einem Einbruch der Börsenkurse, Epidemien und einem Aufstand. Die Konflikte kulminierten 1740 in einem Massaker an der chinesischen Bevölkerung.

Einen Übergang ins 19. Jahrhundert vollzieht der Beitrag von Marie Zissis, die sich mit den Folgen der Eroberung der Kolonie Nouvelle France durch Großbritannien 1763 beschäftigt. Sie vergleicht die unterschiedlichen Reaktionen und Erfahrungen der Adeligen, die nach der Eroberung entweder vor Ort blieben oder nach Frankreich migrierten. Es gelingt ihr dabei, zum einen die Spannung von Traditionserfindung und Innovation in Kanada, zum anderen die Herausbildung einer spezifischen Identität der nach Frankreich Exilierten angesichts von Exklusion und Marginalisierung nachzuzeichnen. In der Verflechtung beider Gruppen zeigt sie eindrucksvoll, dass erst nach dem Ende von Nouvelle France beiderseits des Atlantiks ein angeblich alter franko-kanadischer Adel als imaginierte Gemeinschaft entstand.

Eine literaturwissenschaftliche Analyse trägt Charles Brion bei. Er untersucht die Motive Insel und Exil in Jules Vernes *Die geheimnisvolle Insel* und stellt dabei besonders den utopischen Charakter der Exilgesellschaft heraus, in der die Technik den Ausweg aus Krisen und einen Pfad zu sozialer Gleichheit bietet. Einblicke in geplante, nicht realisierte Wendungen des Buches sowie weitere Robinsonaden in Vernes Gesamtwerk runden diesen Beitrag ab.

Antoine Huerto verfolgt wiederum ein wissenschaftsgeschichtliches Interesse. Er analysiert die Karriere des französischen Geografen Pierre Deffontaines, der im akademischen System seiner Heimat trotz idealer Voraussetzungen



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

nicht reüssieren konnte. Nachdem Huerto detailliert die Gründe dieses Scheiterns herausgearbeitet und so Einblicke in das damalige akademische System eröffnet hat, folgt er dem Lebensweg Deffontaines. Er beschreibt eine Kettenmigration nach Brasilien, Spanien und Kanada, die Huertas Werk erheblich prägte und ihm eine Vermittlerrolle zwischen Wissenskulturen ermöglichte.

Langfristige Folgen kollektiver Migration und Erinnerungskultur rücken im Beitrag von Marie-Christine Michaud ins Zentrum, welche die Geschichte der Benennung der Verrazano-Brücke bei New York im Jahr 1960 rekonstruiert. In einer knappen, aber interessanten Public-History-Analyse stellt sie dies als Resultat einer bisher in dieser Intensität unbekannten Lobbyarbeit und eines neuartigen italoamerikanischen Aktivismus dar, der auf vorherigen Marginalisierungen und Diskriminierungen reagierte.

Den Abschluss des Bandes bildet Éric Monteiro, der in seinem breiten Panorama der Migration zwischen Portugal und Brasilien mehrere Schwerpunkte setzt: zum einen die Migration von Roma, die seit dem 16. Jahrhundert von Marginalisierungen und Vertreibungen betroffen waren und bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts in mehreren distinkten Migrationsphasen nach Brasilien auswanderten; zum anderen die Immigration von Portugiesen in das seit 1822 unabhängige Brasilien, die sich dort aufgrund sprachlicher und kultureller Differenzen aber nur bedingt integrierten. Monteiro spannt den Bogen noch bis in die Gegenwart und untersucht sowohl Migration aus dem 1975 unabhängig gewordenen Angola nach Brasilien, wo erfolgreich soziale und wirtschaftliche Nischen besetzt werden konnten, als auch Migration aus Brasilien nach Portugal infolge des EU-Beitritts und die Bildung von Exilgemeinschaften. In einem Ausblick geht Monteiro schließlich auf die künftige Rolle der Gemeinschaft der Portugiesischsprachigen Länder (CPLP) für die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung in den genannten Ländern ein.

Betrachtet man die Beiträge in Gänze, so stehen die im Titel und in der Einleitung hervorgehobenen Räume eindeutig nicht im Zentrum, denn die Hälfte der Beiträge setzt sich bestenfalls beiläufig mit ihnen auseinander. Es zeigt sich aber dennoch ein gemeinsamer Nenner, da sich alle Beitragenden mit Formen von Migration oder Exil und der Erinnerung daran beschäftigen – wenn auch auf sehr unterschiedliche Weise. Insgesamt erweist sich der Band damit nicht als Beitrag zu einer interdisziplinären Synthese, sondern vielmehr als eine unverbundene Kompilation in sich durchaus lesenswerter Einzelstudien.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Ulrich Rasche, Tobias Schenk (Hg.), Der kaiserliche Reichshofrat. Interdisziplinäre Perspektiven auf Organisation und Funktion eines frühneuzeitlichen Zentralgerichts, Köln (Böhlau) 2025, 1067 S. (Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich, 82/1 et 82/2), ISBN 978-3-412-53055-6, EUR 140,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Guillaume Leyte, Paris

C'est un long travail de dix-huit années, conduit dans les archives viennoises et fruit de plusieurs projets de recherche ayant mobilisé d'éminents universitaires (dont le Prof. Wolfgang Sellert) et de nombreuses institutions savantes, qui fournit la matière de cette considérable publication. Elle s'appuie, après d'imposantes activités de dépouillement et de catalogage précisément détaillées, sur les environ 80 000 actes relatifs au Reichshofrat (ou Conseil aulique), actes divisés en onze séries et qui forment eux-mêmes à peu près le cinquième des Haus-, Hof- et Staatsarchiv de Vienne.

De cette approche reposant sur une connaissance jusque-là largement inédite des archives sont issues les vingt-trois contributions de ces deux volumes. Elles sont réunies en cinq chapitres: organisation, état des lieux et perspectives, jurisprudence, octroi des grâces et privilèges, impact dans l'Empire et la »région«.

Si peu de travaux en langue française ont traité de cette institution, il n'en est pas allé de même en Allemagne et en Autriche, notamment, ce qui implique que cette publication est sans doute prioritairement destinée au lecteur disposant d'une connaissance solide des institutions du Saint-Empire. Les éditeurs précisent par ailleurs dès l'introduction que c'est une approche clairement archivistique – jusqu'aux questions de numérisation et de poursuite des dépouillements – qui a été privilégiée plutôt qu'une récapitulation des connaissances acquises – les travaux récents étant par ailleurs précisément recensés –, le but étant de faire mieux saillir les nouveautés apportées par les dépouillements effectués. Tous les chapitres s'inscrivent cependant, ce qui est parfaitement logique, dans les thèmes jusque-là abordés par l'historiographie, mais celle-ci est souvent vivement critiquée pour une approche partielle et insuffisamment informée, ayant pu déboucher sur une appréhension erronée de la réalité politique et juridique de l'Empire. Nombre de contributions ouvrent donc la voie – et invitent – à des recherches plus approfondies dans l'ensemble des domaines (dont les chapitres cathédraux protestants et interconfessionnels) et à une méthodologie renouvelée.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

L'ampleur de la publication permet difficilement de rendre compte de la richesse et de la diversité de ses apports: compétences du Conseil aulique au regard de celles du Reichskammergericht, de la Chancellerie impériale et du Conseil privé, sociologie des intervenants et des parties, formalisation des procédures, relations entre les professions juridiques et judiciaires, pratiques complexes développées progressivement devant le Conseil, relations avec les Stände et plus largement avec les États formant le Saint-Empire, importance des documents extra-judiciaires (flux de lettres – comme par exemple lors de la conjonction de l'Électorat de Hanovre et de la couronne d'Angleterre), éléments statistiques, iconographiques et de géographie judiciaire, financiers (impôts, emprunts et dette publique) ...

On trouvera également des contributions exploitant plus exhaustivement des séries d'archives, par exemple sur la procédure d'appel au Conseil aulique au travers de 728 affaires permettant d'établir l'origine géographique de celles-ci et d'examiner l'importance concrète des décisions dans un contexte politique on le sait singulièrement complexe. Est également abordée la question des infractions à l'ordre public (Policey) et plus largement au droit pénal – domaine le moins traité jusqu'à présent –, dont le *crimen majestatis* qui était de la compétence exclusive du Conseil, ainsi que le traitement des innombrables révoltes ayant émaillé l'histoire du Saint-Empire. L'activité régulatrice du Conseil à l'égard des juridictions inférieures est illustrée au travers de nombreuses affaires. Les moratoires de dette font aussi l'objet d'une longue étude, de même que les privilèges d'édition et de marché, ceux concédés aux fabriques et aux magasins.

Cet ouvrage foisonnant marque indubitablement une étape majeure dans la connaissance du Reichshofrat, de son rôle au sein de l'Empire, de son fonctionnement et de la grande diversité de ses activités. Il reflète à tout le moins la complexité d'un ensemble politique immense, original et évolutif, et le rôle régulateur du Conseil aulique. Nul doute qu'il constituera aussi une base de travail pour tous les travaux à venir. On regrettera en revanche que ces deux volumes si riches ne disposent pas d'un index qui en aurait facilité l'approche, ni même d'une table des matières détaillée. Une conclusion générale synthétisant les apports de ces travaux savants aurait sans doute aussi été appréciable.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2026.2.116145](https://doi.org/10.11588/frrec.2026.2.116145)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

April Shelford, *A Caribbean Enlightenment. Intellectual Life in the British and French Colonial Worlds, 1750–1792*, Cambridge (Cambridge University Press) 2025, 404 p., ISBN 978-1-009-36083-8, DOI [10.1017/9781009360821](https://doi.org/10.1017/9781009360821), EUR 37,40.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Damien Tricoire, Trier

En accord avec les recherches sur la vie intellectuelle dans les Caraïbes à l'époque des Lumières, *A Caribbean Enlightenment* montre que les propriétaires de plantations et leurs employés n'étaient pas des philistins bornés, comme on l'a longtemps cru avant que des historiens et historiennes tels que Trevor Burnard, François Regourd, James E. McClellan III, Jennifer Palmer et Paul Cheney ne déconstruisent ce cliché ces dernières décennies. April Shelford souligne les continuités entre la culture de la métropole et celle des colons de Jamaïque et de Saint-Domingue. Les propriétaires ou les gérants de plantations en Jamaïque suivent les tendances venues de Londres; les Saint-Dominguais s'inspirent de Paris.

Cet ouvrage, que l'on lira avec un grand intérêt, ne prétend pas que des chefs-d'œuvre – injustement oubliés – aient été écrits dans les Caraïbes, ni même que les intellectuels des îles à sucre aient eu un impact significatif sur la culture métropolitaine; comme il est précisé d'emblée, «ce n'est pas le Siècle des Lumières des bibliothèques remplies de textes canoniques» que l'on trouvera ici (15). *A Caribbean Enlightenment* s'inscrit plutôt dans une histoire culturelle qui voit dans les Lumières des dynamiques d'interaction entre trois dimensions: les attitudes (responsabilité intellectuelle), les approches (curiosité) et les activités (conversation, collection, réseautage, lecture ou encore publication). Si l'on suit cette définition, extrêmement large, l'on peut assimiler toute activité intellectuelle aux Lumières; il n'est plus nécessaire de comprendre les spécificités de la «philosophie» au XVIII^e siècle. Cette approche est caractéristique de la recherche récente, qui ne définit plus les Lumières à partir d'idées – au risque de mettre les Lumières en équation avec la quête de savoirs et d'améliorations.

La force de cet ouvrage réside dans l'analyse détaillée des pratiques d'acteurs peu connus. Il présente différentes facettes de la vie intellectuelle dans les îles sucrières. La première partie étudie la carrière, les pratiques et les ouvrages de deux naturalistes jamaïcains, Anthony Robinson et Patrick Browne. Robinson et Browne cherchaient à appliquer la taxonomie de Linné dans un environnement tropical, parcourant l'île et collectant des spécimens. Tout comme celui de Linné, leur travail prenait racine dans la physicothéologie; il constituait une recherche de l'œuvre divine. Shelford cartographie les lieux où Browne collectait ses



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

spécimens et montre qu'il existait un milieu qui soutenait le projet de tirer profit de la nature. Tout comme en métropole, l'histoire naturelle était largement le fait d'amateurs fascinés à la fois par les utilisations potentielles des plantes, notamment dans le domaine médical, et par ce que leur utilité nous indique sur la bonté divine.

La deuxième partie, tout aussi instructive, examine les gazettes de Saint-Domingue, celles qui s'établirent sur le moyen terme (les Affiches américaines) comme celles qui n'eurent qu'un destin éphémère (la *Gazette de Saint-Domingue*, le *Journal de Saint-Domingue* et l'*Iris américaine*). Shelford considère l'ensemble de ces périodiques comme partie prenante des Lumières. En même temps, il ressort clairement de son analyse que les Affiches américaines, la principale gazette dominguoise, se contentaient largement de réimprimer des nouvelles tirées de la *Gazette de France* et de la *Gazette du commerce*. Même lorsque la colonie connaissait des troubles, les Affiches gardaient un prudent silence. Aucun programme »philosophique« ne se dégage du contenu de ce périodique et l'on peut donc se demander si l'interprétation de Shelford, qui en fait un média des Lumières, n'est pas un peu forcée. Le cas de l'éphémère *Journal de Saint-Domingue* est quelque peu différent puisqu'il suivait le modèle des mercures européens. Toutefois, ce périodique ne semble pas avoir eu un caractère philosophique marqué, et il tonna même à l'occasion contre la »nouvelle philosophie« promouvant »l'impiété«. L'*Iris américaine*, qui ne fut publiée que quelques mois, semble mieux correspondre à ce que l'on attendrait d'un périodique des Lumières. Elle cherchait à encourager le bon goût chez ses lecteurs et lectrices, imprimait nombre de poèmes, mettait en avant Voltaire et affirmait la concordance entre le bonheur et la vertu.

Les pratiques de lecture et la prise de notes de deux membres de l'élite jamaïcaine, Thomas Thistlewood (qui gérait une plantation) et Robert Long, frère du célèbre Edward Long, sont étudiées dans la troisième partie de l'ouvrage. Alors que la Jamaïque comprenait peu de bibliothèques dignes de ce nom avant 1770, la situation s'améliora nettement dans le dernier tiers du siècle. Thistlewood possédait une bibliothèque fournie et prêtait de nombreux livres aux notables de la région. Il rédigea quatre carnets de lieux communs (*commonplace books*) comprenant des centaines de pages de transcriptions qui permettent d'examiner ses centres d'intérêt: la gestion des plantations, la question de la légitimité de l'esclavage ou encore les questions religieuses. Si ces sources révèlent quels livres ont retenu son attention, il est cependant impossible de dire comment il a lu ces passages. Au lieu d'être une collection méthodique de lieux communs, les carnets de Robert Long comprennent des réflexions en vrac qui sont avant tout le reflet de son obsession de la »politesse«, c'est-à-dire des marques de la civilisation. Shelford constate également que les questions de l'esclavage et de la »race«, qui sont au centre de nos préoccupations actuelles, intéressaient relativement peu Thistlewood et Long; pour eux, la religion était un thème d'une toute autre importance.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2026.2.116146](https://doi.org/10.11588/frrec.2026.2.116146)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

La quatrième et dernière partie de *A Caribbean Enlightenment* se penche sur le cas de ce que l'auteure nomme »les Lumières agricoles« à Saint-Domingue. Elle montre que les colons tentaient d'améliorer le système des plantations et critiquaient à l'occasion les savoirs établis en métropole à ce sujet. Les *Affiches américaines*, le *Journal de Saint-Domingue* ainsi que divers manuels pour planteurs constituent l'essentiel des sources étudiées dans cette partie. Au-delà de la recherche d'améliorations pratiques grâce à un savoir empirique, le lien avec l'histoire des Lumières semble tenu. Ici, les Lumières sont synonymes de toute production de savoir raisonnable. On note cependant dans certains manuels l'idéal de sensibilité si présent dans la culture de la seconde moitié du XVIII^e siècle – un idéal qui permettait de développer une image positive du propriétaire d'esclaves.

Ce que cet ouvrage démontre en fin de compte, c'est avant tout la volonté de distinction sociale d'une élite qui jouissait d'une réputation douteuse au XVIII^e siècle. Ces hommes »blancs« – Shelford ne présente pas de cas de femmes ni de gens de couleur, probablement à cause de l'état lacunaire des sources – cherchaient à démontrer qu'ils étaient l'égal des élites métropolitaines. Faut-il cependant employer le terme "Lumières" pour désigner toute pratique de distinction sociale par le biais de la culture? Si prendre en compte la diversité des Lumières est essentiel, on ne peut s'empêcher de penser que l'application de ce terme à toute manifestation de la vie intellectuelle au XVIII^e siècle, si courante dans la recherche récente, soit sert des fins apologétiques, soit remplit la fonction de mettre en avant certains objets de recherche.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Nicolas Soulas, Familles et individus à l'épreuve.
Les Payan, de la révocation de l'édit de Nantes
à l'âge des révolutions, Rennes (Presses
universitaires de Rennes) 2025, 318 p. (Histoire),
ISBN 978-2-7535-9921-5, EUR 25,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Friedemann Pestel, Jena

Unter den Akteuren der Französischen Revolution gab es in verschiedenen Phasen und an einzelnen Orten etliche Personen, die, wenn sie schon keine Protagonisten waren, nichtsdestoweniger ihren häufig letalen *quart d'heure de célébrité* erlebten und damit auch den Weg in die ein oder andere Gesamtdarstellung fanden. So verhielt es sich mit Claude François Payan, der als Funktionsträger bei der Commune de Paris am 9. Thermidor des Jahres II die Stadtbevölkerung zu einem Aufstand zugunsten Maximilien de Robespierres und der Rettung der jakobinischen Republik anstachelte. Noch in der Nacht gewannen allerdings die Thermidorianer die Oberhand und Payan bestieg gleich am 10. Thermidor im Gefolge Robespierres und direkt nach Louis Antoine de Saint-Just das Schafott.

Der Pariser und nationale Revolutionsschauplatz bleibt in Nicolas Soulas' Studie nur ein Nebenstrang. Zum einen schreibt er eben keine Biografie für die Revolutionäre der dritten Reihe, sondern eine Familiengeschichte der Payans über gut eineinhalb Jahrhunderte. Zum anderen spielte sich deren Geschichtsmächtigkeit als Notabeln außerhalb der Hauptstadt ab, größtenteils in der Provinz Dauphiné des Ancien Régime, sodann im revolutionären Département Drôme und über den ganzen Zeitraum in der Kleinstadt Saint-Paul-Trois-Châteaux mit ihren 2.000 Einwohnern am Ende des 18. Jahrhunderts. Dabei konzentriert sich Soulas auf die Lebenswege und Netzwerke der Payans über vier Generationen und bietet somit die Geschichte *einer* Familie, weniger jedoch – wie der Buchtitel auch suggerieren könnte – eine Geschichte *der* Familie im Frankreich des 17. bis 19. Jahrhunderts. Dafür bleibt Soulas zu dicht an seinen Protagonisten mit ihren lokalen Aktionsräumen und interessiert sich wenig für strukturelle Rollen von Vätern, Söhnen und Brüdern und noch weniger für Geschlechterbeziehungen. Dort, wo sich Muster wie in den Aufstiegsambitionen und Vernetzungspraktiken von Notabeln erkennen lassen, bestätigt die Fallstudie der Payans bisherige Befunde der Forschung stärker, als eigenständige Interpretationsangebote zu machen.

Soulas erzählt die Geschichte der Payans stringent (trotz einiger Redundanzen), quellengesättigt aus lokalem Archivmaterial familiärer wie behördlicher Provenienz und politisch zäsurenübergreifend. Der erste Teil des Buches behandelt den mittels Verwandtschafts- und Bekanntschaftsnetzwerken sowie



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Ämterkauf, Heiraten und ständisch ambitionierter Bildung vorangetriebenen Aufstieg der Payans zu Provinznotabeln des 18. Jahrhunderts an der Schwelle von persönlichem und erblichem Adel. Angesichts dessen, dass die Familie erst mit dem Widerruf des Edikts von Nantes 1685 vom Protestantismus zum Katholizismus konvertiert war, stellte die aus Grundbesitz und lokaler Verankerung geschaffene Machtbasis eine Leistung dar. Diese war umso erheblicher, als François Payan Anfang der 1770er-Jahre die Aufnahme in die Funktionseélite des Parlaments, also des Provinzgerichtshofs, des Dauphiné gelang, gefolgt von einem Ämterkauf seines Sohnes Joseph François bei der Rechnungskammer in Grenoble. Exzeptionell war dieser Aufstieg freilich nicht, sondern er umreißt vielmehr die sozialen Mobilitätsspielräume des späten Ancien Régime.

Dass ausgerechnet zu dem Zeitpunkt, als François Payan und perspektivisch seine Söhne das aristokratische Ziel ihres Aufstiegs vor Augen hatten, die Revolution kam, an deren Ausbruch sie über die provinzialständischen Reformversuche im Dauphiné letztlich mitgewirkt hatten, bildet eine sozialgeschichtliche Pointe der Studie. Im Laufe der Revolution stützten sich Vater Payan und seine beiden Söhne Joseph François und Claude François auf ihre lokale Machtbasis, um das Bürgermeisteramt von Saint-Paul-Trois-Châteaux ebenso in die Familie zu bringen wie die Kontrolle über den politischen Klub der Kleinstadt. Es folgte eine Radikalisierung auf lokaler Ebene, die sich im Radius von 200 Metern in Konflikten um den örtlichen Priester oder den Klub abspielte und von dort auf das Département Drôme erstreckte. Durch dieses Vergrößerungsglas betrachtet bekommt das revolutionäre Handeln dieser »sans-culottes ruraux« (175) eine eigene Lakonik. Nach dem Fall der Monarchie 1792 und vor allem nach dem Sturz der Girondisten im Frühjahr 1793 wirkten die Payan-Brüder den »föderalistischen« Bewegungen entgegen, die sich den zentralistischen Bestrebungen des Nationalkonvents zu widersetzen suchten. Als republikanische Provinzhelden gelangten sie schließlich bis ins engere Umfeld Robespierres und der jakobinischen Säuberungsaktivitäten. Joseph François avancierte zum Unterrichtskommissar der Republik; Claude François war für den Wohlfahrtsausschuss tätig ebenso wie als Geschworener des Revolutionstribunals und als Journalist. Schließlich wurde er nationaler Regierungsvertreter bei der Pariser Kommune, um diese enger an den Wohlfahrtsausschuss zu binden. Dieser zweite, jedoch politisch radikalere und zeitlich stark verdichtete Aufstieg der Payans kulminierte dann in der zweiten Pointe des Buches: Zwanzig Tage im Sommer 1794 hätten gereicht, so Soulas, um die familiären Errungenschaften eines guten Jahrhunderts und mehrerer Generationen zunichtezumachen (236–237).

Im Gegensatz zu Claude François überlebte sein älterer Bruder Joseph François den Thermidor zwar, rettete aber sein Leben nur durch Flucht und lebte dann noch 58 Jahre lang ein politisch wie öffentlich und sozial vergleichsweise farbloses Leben in seiner Heimatregion. Diese Erzählung vom langsamen hohen Aufstieg, vom schnellen tiefen Fall und von einem lapidaren wie



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

länglichen Postludium zwischen der einträglichen regionalen Finanzverwaltung und einem dörflichen Bürgermeisteramt im postrevolutionären Frankreich gerät aber etwas zu sehr in die Nähe einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung. Sie unterschätzt, dass weder die Karrieren der Payans im späten Ancien Régime noch ihr revolutionärer Aktionseifer zwangsläufig waren, auch wenn sie sich teils ähnlicher Vernetzungs- und Beeinflussungspraktiken bedienten. Ebenso bot politische Exposition und die Mitwirkung an Gewaltausübung im politischen wie physischen Sinne zwar Chancen, hatte aber auch ihre im Extremfall existenziellen Risiken. Inwiefern auf die zweite Kulmination im Thermidor ein soziopolitischer Niedergang folgte, hängt stark von der Perspektive ab. Hier gäbe es auch andere Erzählmuster als den konventionellen Orientierungspunkt des »ami intime de Robespierre« (16). Immerhin überlebte der ältere Payan-Bruder die nachjakobinischen Regime; immerhin konnte er bereits ab dem Konsulat Napoléon Bonapartes wieder politische Ämter bekleiden; immerhin erlaubten ihm ein erhebliches Vermögen und wachsender Grundbesitz in der Marginalisierung ein komfortables Leben; immerhin gab die Ausrufung der Zweiten Republik 1848 – 56 Jahre nach der Ersten – dem Langzeitüberlebenden noch einmal Gelegenheit, auf seine »lange« Laufbahn zu verweisen.

Eine solche Bilanz ist jedoch mehr als eine fast sechs Jahrzehnte dauernde »sortie de la Révolution« (23). Schließlich war die nächste Payan-Generation sogar bereit, mit dem Ende der Zweiten Republik Napoleon III. zumindest vordergründig ihre Loyalität zu bekunden. Zur Belohnung gab es im Second Empire endlich den ersehnten Adelstitel. Damit lässt sich die Familiengeschichte der Payans am ehesten in den teils offenen, teils unbestimmten, teils unregulierten »possibles« des 19. Jahrhunderts verorten, wie sie Emmanuel Fureix zu einer Interpretationsgrundlage der nachrevolutionären Zeit gemacht hat, die sich zwischen 1789 und 1871 eben nicht vom Erwartungshorizont einer Revolution zur jeweils nächsten hangelt.¹

Doch liegt auf der Suche nach solchen Anschlüssen nicht das Hauptaugenmerk von Soulas' Studie. Auch den konzeptionellen Rahmen der »Familie« braucht sie im Grunde nicht und steuert dazu auch wenig bei. Vielmehr ist sie eine sorgfältig gearbeitete, flüssig geschriebene und »dezentrierte« (101) Vertreterin französischer Revolutionsgeschichtsschreibung, die mit Selbstverständlichkeit längere Zeithorizonte abdeckt und sich zugleich angesichts des *transnational*, *Atlantic* oder *global turn* für ihren regionalen und lokalen Fokus nicht rechtfertigen muss.²

¹ Emmanuel Fureix, *Le siècle des possibles. 1814–1914*, Paris 2014.

² Zur Debatte um die Horizonte französischer (Revolutions-)Geschichtsschreibung David Avrom Bell, *Questioning the Global Turn: The Case of the French Revolution*, in: *French Historical Studies* 37 (2014), 1–24; Nancy L. Green, *French History and the Transnational Turn*, in: *French Historical Studies* 37 (2014), 551–564.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Charles-Éloi Vial, »Un âge amer«. Les témoins de la Révolution et de l'Empire face à l'écriture de leur histoire, Paris (École nationale des chartes) 2025, 443 p. (Mémoires et documents de l'École des chartes, 118), ISBN 978-2-35723-194-8, EUR 40,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Jort Blazejewski, Trier

Mit dem anzuzeigenden Buch, seiner für den Druck überarbeiteten Habilitationsschrift, vereint Charles-Éloi Vial drei seiner bisherigen Arbeitsbereiche zum Zeitalter der Revolution und Napoleons: die Historiografie, die Memorialistik und die Biografik. Während die Forschung den Einfluss der Memoirenliteratur auf die Geschichtsschreibung der Restaurationszeit eingehend untersucht hat, richtet Vial den Blick speziell auf die Rolle der *témoins*. Letzteren, so seine Ausgangsthese, kam eine grundlegende Bedeutung für die entstehende Historiografie der Revolution und des Ersten Kaiserreichs zu. Die Überlebenden dieser Epoche, allen voran Militärpersonen, staatliche Funktionsträger und Adlige, waren angesichts des Mangels an verfügbaren Schriftquellen nicht nur als Zeitzeuginnen und Zeitzeugen gefragt, sondern behaupteten ihrerseits einen historischen Deutungsanspruch. Durch Memoirenpublikationen und mündliche Erzählungen prägten sie die Erinnerung an zentrale Ereignisse und Persönlichkeiten zwischen 1789 und 1815. So traten die *témoins* in ein Spannungsverhältnis zur ersten Generation junger Revolutionshistoriker, mit denen sie bald im Austausch, bald im Konflikt standen.

Vial spürt diesen »relations intergénérationnelles« (20) in fünf übergeordneten Kapiteln nach, angefangen bei den frühesten erkennbaren historiografischen Bemühungen nach Napoleons Tod 1821, der die ersten Memoirenverfasser auf den Plan rief. Das Ableben des ehemaligen Kaisers veranlasste viele Zeitzeugen, ihre Sichtweise auf die jüngste Vergangenheit kundzutun. Deren teils weit auseinandergehende Interpretationen trafen in der Restaurationszeit, als das Lesepublikum zunehmend nach Enthüllungen und Anekdoten der bewegten Vorzeit verlangte, auf große Neugier. So entbrannte ein regelrechtes Memoirenfieber, das sich etwa in Publikationsreihen von bekannten Verlegern wie Louis-Gabriel Michaud (1773–1858) und der Gebrüder Baudouin niederschlug. Der Erfolg der Memoirenliteratur auf dem Buchmarkt hatte jedoch auch problematische Folgen. Wie der Verfasser anhand des Feuilletonisten Émile-Marco de Saint-Hilaire (1796–1887) verdeutlicht, der in mehreren Werken eine falsche Identität vortäuschte, begünstigte die hohe Nachfrage ebenfalls fiktionale Erzählungen.

Eine solche Verzerrung von Geschichtsbildern bewegte die *témoins* dazu, selbst zur Feder zu greifen. Ihre Reaktionen, die



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Vial im zweiten Kapitel als »production historique spécifique« (85) in den Blick nimmt, nahmen vielfältige Formen an. Die einen, beispielsweise Napoleons Privatsekretär Agathon-Jean-François Fain (1778–1836), erarbeiteten ihre Darstellungen mithilfe wissenschaftlicher Methoden und hofften, so die Objektivität ihrer Erzählung unter Beweis zu stellen. Andere, die Revolution oder Kaiserreich nicht in führenden Positionen erlebt hatten, verlegten sich auf die Schilderung spezieller Aspekte und erlangten so als »historiens à facettes« (149) einige Bedeutung. Anhand einer umfassenden Auswertung privater Nachlässe legt der Verfasser zudem dar, dass manche Publikationsvorhaben unvollendet blieben.

Mit Interesse an den intergenerationellen Beziehungen ergründet das zentrale dritte Kapitel das Wirken der ersten Historikergeneration, die nicht mehr persönlich von der Revolutionszeit berichten konnte. Zu ihr zählten beispielsweise Jules Michelet (1798–1874), Adolphe Thiers (1797–1877) oder François-Auguste Mignet (1796–1884). Zwar begünstigte die bürgerlich-liberale Revolution von 1830 eine quellenbewusstere Geschichtsschreibung, allerdings boten die öffentlichen Archive jener Zeit nur begrenzte Möglichkeiten. Junge Historiker richteten ihr Augenmerk deswegen auf die leichter greifbaren Quellen aus privater Herkunft. Sie suchten dafür den Kontakt zu Beteiligten der vergangenen Epoche, die ihre Erlebnisse, schriftlich oder mündlich, nicht selten auch als »mémoire partagée« (239), innerhalb der Familie weitergaben. Das Verhältnis der Historiker zu den Zeitzeugenfamilien war jedoch kein einseitiges. Denn umgekehrt scheuten die Erinnerungsträgerinnen und -träger keine Kritik an den Darstellungen der Historiker, die dafür mal mehr, mal weniger rezeptiv waren. Die frühe historiografische Produktion, so Vial, unterlag dadurch jedenfalls einer großen Dynamik und führte mitunter zu einer »manie correctrice« (259).

Die Verselbstständigung der Historiker ging einher mit dem allmählichen Ausklang der *témoins*. Dieser Prozess, dem Vial das vierte und fünfte Kapitel widmet, wurde durch das Zusammenspiel mehrerer Faktoren bestimmt. Einerseits starb die Generation der Überlebenden, andererseits wurden dank der Professionalisierung der öffentlichen Archive mehr Schriftquellen genutzt. Am Beispiel der Waterloo-Historiografie im Zweiten Kaiserreich (nach 1852) verdeutlicht der Verfasser das empirische Umdenken von Historikern, die mündlichen Quellen allmählich schriftliche vorzogen. Die Veröffentlichung von Quelleneditionen trug zusätzlich zur erhöhten Verfügbarkeit textlicher Überlieferungen bei und schärfte das methodologische Bewusstsein der historischen Schulen. Ihre Sichtweise auf die historischen Ereignisse nach 1789 verlagerte sich zunehmend von individuellen Perspektiven hin zu gesellschaftlich relevanten Fragestellungen.

Nach Vial wurde die Signifikanz der *témoins*, die weit ins 19. Jahrhundert hineinreichte, erst wirklich sichtbar, als es diese nicht mehr gab. Bevor die historische Forschung



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

anfang, ihre Erkenntnisse auf Schriftquellen zu stützen, hatten manche der *témoins* nämlich eine tonangebende Stellung, ein »quasi-monopole« (390), in der französischen Revolutionshistoriografie eingenommen. Daher gelte es, sie als eigene Quellenkategorie (389) zu begreifen und ihre Überlieferungen zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit eingehender zu erforschen. Insbesondere stehe zu erwarten, dass die fortschreitende Erschließung privater Nachlässe neue Zusammenhänge zutage fördern werde.

Anknüpfend an die jüngsten Arbeiten in der Memorialistikforschung zur Restaurationszeit liefert Vials Untersuchung ebenso aufschlussreiche wie anregende Befunde. Deren methodische Erarbeitung ist abschließend besonders anzuerkennen. Dem Verfasser ist es gelungen, die Tragweite mündlicher Überlieferung wiederum anhand schriftlicher Quellen herauszustellen. Dass die stets fundierte Beweisführung stellenweise Redundanzen aufweist, ist der Komplexität der Fragestellung geschuldet, die sich auf ein intergenerationelles und daher asymmetrisches Phänomen richtet. Im Ergebnis verschafft das Werk der Zeitzeugenschaft zwischen 1789 und 1815 nicht nur Gehör, sondern rückt zugleich bekannte Historiker, ihre zeitgebundene Arbeitsweise sowie ihre vielgelesenen historischen Darstellungen der Revolutions- und Kaiserzeit des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts in ein neues Licht.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)